Zuchthäuslerin No. 5553

Kriegserlebnisse einer deutschen Frau in Frankreich

VERLAG AUGUST SCHERL G.M.B.H. BERLIN

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Zuchthäuslerin Nr. 5553

Kriegs-Erlebnisse einer deutschen Frau in Frankreich

Alle Rechte, auch das der Ueberſetzung, vorbehalten.
Copyright 1918 by Auguſt Scherl G. m. b. H., Berlin.

Frau Ly van Brackel

Zuchthäuslerin Nr. 5553

Kriegs-Erlebnisse einer deutschen Frau in Frankreich

Von

Ly van Brackel

Mit fünf Abbildungen

51. bis 60. Tausend

Druck und Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

PRINTED IN

287154
JAN 31 1925
F08789
.F8
.B72

Inhalt

Seite

I Der Wolf in der Schafsherde — Wieso und warum ich in Paris blieb — Der polizeiliche Hammel . . . 7—13

II Das siegestrunkene Paris — Bittere Reflexionen — Fatum — Eine teure Flasche Rüdesheimer — Die Sans-chaussures — Frankreichs Schande — Ein tapferes Dämchen — Das Medical-Hotel . . . . . 14—22

III Madame Messimy — Der Flieger — Das feige Ministerium — Ich werde Chefarzt — Frankreichs Fürsorge für die Verbündeten — Ein Militärtransport — Mein Afrikaner . . . . . 22—33

IV Man spricht Deutsch — Die Damen — Ein Spitzbubenstreich — Ich stehle eine Flasche Kognak und sehe Papillon — Es gelingt . . . . . 33—38

V Ich steige in Würde und mir steigt was in die Nase — Der mißhandelte Landsmann — Ein neuer Transport — Es wird brenzlich — Fata Morgana — In der Falle — Maitrefeu, der Menschenfreund — Zum erstenmal im Gefängnis . . . . . 38—45

VI Ein furchtbares Erwachen — Das Depot — Mammy — Auch das Gefangensein will gelernt werden — Der „Gardin Chef" — Die Trennung . . . . . 45—52

VII St. Lazare — Wir armen Mütter — Hungerlehrling — Ein moralischer Coctail — Das Gift . . . . . 52—59

VIII Geschmuggelte Briefe — Eine Spazierfahrt — Mother — Zurück nach St. Lazare — Die Diakonissinnen und der Zoo — Erwischt — Wir pfeifen was drauf . . 59—68

IX Die Verhandlung — Vor dem dritten Kriegsgericht . 68—73

Seite

X Wieder ein Abschied — Im Atelier — Hoffnungsfreude — Eine unwürdige Komödie — Frei?? . . . . . 73— 80

XI Nr. 5553 — Zwischen Mörderinnen — Der Fluchtversuch — Die Strafzelle — Ich werde geschlagen . . . . 80— 91

XII Wieder Mensch — Der Dritte im Bunde — Ich resigniere — Meine Zerstreuungen — Hammer und Amboß — Neuer Fluchtgedanke — Das Militärgefängnis — Huissier . . 91—101

XIII Heraus aus dem Gefängnis — Wenn einer eine Reise tut — In Paris — Cuisery . . . . . 101—106

XIV Das Lager — Ich fürchte mich — Ein Wiedersehen — L'espionne — Es geht wieder los — Wie Amerika mich zu einer Mondscheinpromenade zwingt . . . . . 106— 115

XV Meine Selbstmordgedanken — Eine zweite Mondscheinpromenade — 12 Kilometer in stockdunkler Nacht — Wieder ein Flieger — Die Amerikaner — Im Maul des Löwen — Er schnappt nicht zu . . . . . 115—129

XVI Autofahrt durch Paris — Besuch bei Kreutzer . . 129—131

XVII Die große Neuigkeit — Die Heimkehr der verlorenen Tochter — Von neuem hinter den Gittern — Dreist und gottesfürchtig — Zum letzten Mal in Gefahr . . . 131—137

XVIII So grüß' ich dich, mein Heimatland . . . . . 138—139

I

Der Wolf in der Schafsherde — Wieso und warum ich in Paris blieb — Der polizeiliche Hammel

Hageldicht fallen die Schläge . . . ich schreie, und die Schreie ersticken mir in der Kehle. . . . Im nächsten Augenblick werde ich wach . . . nein, es ist ja nur ein Traum gewesen, ich werde nicht geschlagen, das Zuchthaus liegt hinter mir. . . . Immer noch aber tönt es fort, wird zum Winseln, erstirbt langsam, und nur ein schmerzvolles Stöhnen bleibt. . . .

Krieg! In Paris war es gewesen, am 26. Juli 1914, als dies Wort in allen Tonarten und Varianten gerufen, gesungen, gepfiffen und geschrien wurde; als ich mir zum ersten Male seines ganzen furchtbaren Ernstes und seiner weittragenden Bedeutung bewußt zu werden begann. Wie ein Wolf brach es in meine Ahnungslosigkeit hinein und ließ meine Gedanken, die friedlich bürgerlich auf berufliche Auseinandersetzungen eingestellt waren, umherrennen wie eine Herde Schafe.

Wir hatten nichts, aber auch gar nichts davon gewußt auf unserem stillen Landsitz in Englands sonnigem Süden. Wohl redeten die Zeitungen in leiser, vorsichtiger Sprache von Serbiens schwerer Lage. Aber die gleichen Blätter fanden freundliche Worte der Sympathie für Braunschweigs junges Fürstenglück.

Wohl waren auf einmal auffallend viele Truppenübungen in der Nähe Eastbournes zur Mode geworden.

Die weiten Sandflächen zwiſchen dem Bad und Haſtings berühmten Normannentürmen waren dicht mit den kleinen Zelten beſtanden. Doch blieb in allem das beim engliſchen Heer ſo beliebte Schaugepräge gewahrt. Man vermutete einen Werbetrick mehr darin, nichts weiter. Und die großen und kleinen Kinder ſahen mit aufgeriſſenen Augen dem fidelen Lagerleben zu, das ſich gemütlich in der allerbreiteſten Oeffentlichkeit abſpielte. Wenn wir in unſerem Cab an den lachenden Soldaten vorbeigefahren waren, hatte mein kleiner Sohn oft mit verlangenden Blicken den goldblitzenden, farbenfreudigen Uniformen nachgeſehen und ſie ganz entſchieden ſchöner gefunden als die heimatlichen. Man denke — rote Röcke mit Goldſtickerei, ein elegantes Spazierſtöckchen, den ſtudentenmützenartigen Kopfdeckel keck auf der Seite, darauf ſoll ein Junge nicht ſpringen?

Natürlich brachte mein Sprößling meinen Jagdreitmantel angeſchleppt und meinte in ſeiner Mannesarroganz: „Ach weißt du, Mammy, den kannſt du mir ſchenken, das gäbe eine feine Uniform für mich, ſo ganz indiſch — knallrote Aufſchläge und Goldknöpfe.“ Und mit beiden Armen zugleich fuhr der kleine Gernegroß hinein, daß der Rock in allen Nähten krachte.

Ernſtere Schlußfolgerungen ergaben ſich nicht aus der Nähe des Lagers. Wir ſpielten Tennis und ritten Jagden, das übliche Frühlingsvergnügen Englands, dem auch ich alle die Zeit widmete, die mir meine kliniſche Tätigkeit übrig ließ, bis mich ein ſchwerer Sturz auf das Bett warf. Die notgedrungene Ruhe benutzte ich zur Abfaſſung der Arbeit, die mich nach Paris geführt hatte.

Und in dieſer Zeit ſollte die Vorgeſchichte des Krieges gereift ſein? Das ſchien mir unglaublich, unfaßbar. Nun war allerdings, wie ſtets bei produktivem Schaffen, in den

letzten Wochen kaum eine Zeitung in meine Hände gekommen, und meine Freunde, bei denen ich mit meinen Kindern lebte, ſtanden in ihrer ſtillen vornehmen Zurückgezogenheit aller Politik weltenfern. Aber dennoch! Sicherlich würden ſie mich beim leiſeſten Verdacht größerer Schwierigkeiten als einer ſerbiſch-öſterreichiſchen Verwicklung aus meinem Phantaſiedaſein aufgeweckt haben. Sie wußten nichts, ſo wenig wie die anderen.

Und ich war ſo ruhig, ſo gänzlich von friedſamen Gedanken erfüllt über den Kanal gefahren.

Aber ſchon der nächſte Tag, der 27 Juli, ſollte mich herausreißen aus meiner Hoffnung, die alles Kriegsgeſchrei der aufgeregten Franzoſen für Auswüchſe eines übertriebenen Fanatismus hielt. Ich bummelte ſo ganz gemütlich von der Rue Madelaine über die Boulevards hinauf zur Redaktion des „Matin“, die das kurz zuvor von mir fertiggeſtellte Werk übernommen und ſchon ſeit langem um eine Unterredung gebeten hatte. Aber am Café Springer ſtand jäh eine derartige Menſchenmauer quer vor mir, daß mir nur der Trick, mich als engliſche Journaliſtin auszugeben, den Weg durch die Abſperrung bahnte. Eine enorme, aufgeregte Menge preßte ſich um das Redaktionsgebäude. Schutzleute zu Fuß und zu Pferd konnten nur mit Mühe die Ordnung aufrechterhalten. Mit ſcheuen, blaſſen, mit aufgeregten, flammendroten Geſichtern, in denen der Fanatismus mit der Angſt, die Erwartung mit der Brutalität kämpfte, warteten die Menſchen auf die Neuigkeiten, die tropfenweiſe durchſickerten.

Der Chefredakteur ſelbſt empfing mich in hellſter Aufregung: „Aber Madame, warum ſind Sie nicht eher gekommen. . . . Wir können ja von heut auf morgen keinerlei Entſchluß mehr faſſen. . . . Und nun kommen Sie und wollen Ihr Werk zurückziehen.“

Er wandte seine ganze Redekunst auf, mich von meinem Vorsatz abzubringen, aber ich blieb fest. Wußte ich doch, wenn dieses Manuskript, das für andere Zeiten bestimmt und dessen Zurückgabe ich nach den jüngsten Erlebnissen fordern zu müssen glaubte, nicht zu finden war, was mir der Chefredakteur unter tausend Schwüren glaubhaft zu machen suchte, so geschah das einfach deshalb, weil den Herren Franzosen gerade der richtige Zeitpunkt zur Veröffentlichung gekommen zu sein schien und sie jetzt nicht damit herausrücken wollten. Für den Augenblick mußte ich mich damit zufrieden geben, gegen die Drucklegung zu protestieren, es war weiter nichts zu machen. Mit unendlicher Höflichkeit hinauskomplimentiert, stand ich wütend und ratlos unter der Menge.

Hm! Was nun? .... Wenn wirklich Krieg drohte zwischen der Heimat und Frankreich, dann würde England bombensicher mitgehen, darüber war ich mir klar.

Was aber dann? Um einer Gerichtsverhandlung, die meine nächsten Verwandten bloßgestellt hätte, aus dem Wege zu gehen, war ich im Januar 1914 nach England gefahren, wo ich im Schutz meiner Freunde und der Behörden, die mir in der weitestgehenden Weise entgegenkamen, in friedvollster Sicherheit gelebt hatte. Nun war mit einem Schlage die Lage verändert. Ging England mit Frankreich gegen Deutschland, so mußte auch ich das Land verlassen. Es blieb mir die Schweiz, doch mit den Kindern in das Ungewisse gehen? — Nein! — Die Kinder allein würden wohl unbehelligt in England bleiben dürfen, ich selbst wollte mich in Paris der Krankenpflege widmen und war sicher, daß ich Gelegenheit bekommen würde, den Unsrigen Dienste zu leisten. Aus diesem Entschluß heraus ging ich gleich am nächsten Morgen zur Rue François Premier 21, dem Hauptsitz des französischen Roten Kreuzes.

Gräfin H., die Vorsitzende, war mit ihrem ganzen Komitee in ernstester Beratung; sie empfing mich mit der typisch französischen Verve. „Liebe Doktoresse! Noch können wir von eigentlicher Organisation nicht sprechen. Bisher haben wir nur die Geheimordre, uns bereit zu machen, was ja eigentlich so gut wie eine Mobilisation ist, aber unsere Vorbereitungen sollen streng geheim bleiben. Ich werde Sie jedoch schon auf unsere Listen setzen. Sobald ich Gewißheit habe, bitte ich Sie zu mir. . . . Mit Ihren Sprachkenntnissen werden Sie uns eine kräftige Stütze sein." Ich nahm eine Zeitlang an den Beratungen teil und fuhr dann von hier aus sofort zum Chef der Sicherheitspolizei, Monsieur Mouton. Er gab mir für den Fall der Kriegserklärung formelle Erlaubnis, in Paris zu bleiben; auch dazu, daß ich zu dem Namen Booth zurückgreifen solle, den ich in England geführt hatte, um im selbstgewählten Unbekanntsein leben zu können.

Wie ist es nur möglich, daß ein Mensch so jäh zum vollendeten Schauspieler wird? Und ich muß meine Rolle gut gespielt haben. Möglich, daß tatsächlich die Reinheit meiner Motive mir die Sicherheit des Auftretens gab. Und es war rein und dem Feinde gegenüber ehrlich gehandelt gewesen — abgesehen von der kleinen Lüge über meine Abkunft — bis zu dem Augenblick, wo ich, atemlos vom raschen Treppensteigen erschöpft, auf dem roten Rundsofa des Vorderzimmers niedergesunken war. Hier versammelten sich auch die zu wichtigen Rapporten befohlenen Geheimagenten; es war ein immerwährendes Kommen und Gehen! Hier nun hatte ich eine Nachricht aufgeschnappt, die, so kurz sie war, mich im tiefsten Innern erregte.

Von dieser Nachricht machte ich Mouton gegenüber Gebrauch, andeutungsweise gesagte Vermutung in bestimmt ausgesprochene Behauptung verwandelnd und damit die

gewünſchte Wirkung auslöſend: Vertrauen zu erwecken. Der gute Chef bat mich ſogar, wenn ich ſeiner oder ſeines Rates bedürfe, ihn nur aufzuſuchen. Dadurch war ich bevollmächtigt, mich zu jeder Zeit im Vorzimmer einzufinden, ohne Verdacht zu erwecken.

Am Mittwoch morgen verließ ich das Hotel Mont-Tabor und vermachte zum Abſchied dem immer ungenießbarer werdenden Inhaber meinen ſchönen Namen „van Brackel".

Inzwiſchen waren die Unruhen auf den Boulevards immer größer geworden. Ganz offen wurde die Kriegsgefahr erörtert. Offen von den Vorbereitungen geſprochen. In den Zeitungsbureaus ſah man jene lächelnd verſchwiegenen Mienen, wie ſie die Skribifaxen immer dann anlegen, wenn etwas verheimlicht werden ſoll und ſie es doch ſo brennend gern ſagen möchten.

Ich ging wieder nach dem Roten Kreuz, ſah die Vorſtandsdamen und erſtattete Bericht von meinem Beſuch bei der Polizei, was erſichtlich einen guten Eindruck hervorrief. Hier war die Lage bereits vollſtändig klar. Die einzelnen Kriegsbureaus begannen zu funktionieren, beſonders die Propaganda für Spenden arbeitete intenſiv.

Und doch leugneten die Zeitungen offiziell noch jede Kriegsidee.

Donnerstag, den 30. Juli, ſchrieb ſich im Hotel Star, Rue Galilei Arc de Triomphe, eine Mrs. Booth ein. In dieſem beſcheidenen Hotel Star — Family-Hotel — war ein kleiner deutſcher Kellner, und in dem fürſtlichen Hotel Adlon, deſſen Hinterfenſter in die gleiche Straße gingen wie die Frontfenſter des Hotel Star, war ein kleiner deutſcher Page, außerdem zwei deutſche Offiziere, die ſeit einigen Tagen von Geheimagenten beobachtet wurden und gänzlich ahnungslos waren, was einer der Agenten im

Vorzimmer des Herrn Mouton in Gegenwart der Frau v. B. aus dem Hotel Mont-Tabor erzählt hatte.

Am 30. Juli in der Nacht verschwanden die beiden Offiziere, und die hohe Polizei war wütend, sie schäumte, daß ihr der Fang entgangen war. Keine Spur war zu entdecken. Aber wie zum Hohn hatten die beiden Geflüchteten Teile eines „drahtlosen Empfängers" auf dem Balkon ihres Zimmers liegengelassen.

Das war böse! Wer hatte sie gewarnt? Natürlich bedauerte Mrs. Booth ganz besonders diesen Reinfall und fuhr Freitag, den 31. Juli, persönlich zu Herrn Mouton — zu deutsch Hammel — der auch eine ziemlich belämmerte Miene machte. Sie konnte das tun, denn natürlich war ihr Gewissen rein. Wie sollte es auch anders! . . . Was wußte sie von der Geschichte? Gar nichts . . . sie hätte doch nie ihre Hände zu solchen Dingen hergegeben. Was konnte sie dafür, daß der kleine deutsche Kellner dem kleinen deutschen Pagen einen kleinen deutschen Zettel gab, auf dem stand: „Vorsicht — Gefahr — Sie werden beobachtet!" Davon wußte diese schlanke, typisch blonde Engländerin natürlich nichts. Aber nachmittags gegen zwei, da glaubte sie vor der Gare du Nord einen ihr bekannten deutschen Offizier gesehen zu haben; hinter dieser Person jagte dann auf ihre Veranlassung bald ein Spitzel hinterdrein.

Wenn die Jagd vergeblich war und die eigentlich Gesuchten in der Zeit just nach der entgegengesetzten Seite entwischten, was konnte wiederum sie dazu?! Und die „Sûreté" war von den patriotischen Gesinnungen durchaus überzeugt — beugte sich bis zur Erde und sagte:

„Mes hommages, Madame!" (Mein Kompliment, gnädige Frau.)

„Prosit, Herr Hammel!"

II

Das ſiegestrunkene Paris — Bittere Reflexionen — Fatum — Eine teure Flaſche Rüdesheimer — Die Sans-chaussures — Frankreichs Schande — Ein tapferes Dämchen — Das Medical-Hotel

Als ich am 1. Auguſt an der Oper aus der Metro ſtieg, umgab mich auf einmal eine ſo unheimliche Stille, ein ſo glatter Abbruch jeglichen Verkehrs, als ob Paris im Dornröschenſchlaf verſunken wäre. Kein Wagen war zu ſehen — kaum ein Fußgänger.

Doch ich dachte mir gleich, wohin das Leben geflutet ſein mochte, und machte mich ſchleunigſt nach Montmartre auf. Da flammte nun alles im hellſten Jubel. Wie durch Zauber hatten ſich die Häuſer mit Fahnen bedeckt, bunte Lampions hingen in den Fenſtern, und in den Straßen drängte ſich die aufs höchſte erregte Menge. Zum Glück fand ich noch ein Eckchen, in das ich mich hineinquetſchen konnte, und ein Glas Kaffee, um einen Vorwand zum Sitzen zu haben.

Rings um das Häuſerkarree vom „Matin“ zum Café Springer, das bereits hermetiſch verſchloſſen war, zog in breitem Zug die hoffnungsvolle, immer ſchrei- und ſenſationsluſtige Jugend von Montmartre. Über den Boulevard durften ſie nicht, da hielten die Berittenen mit grimmigen Geſichtern; aber in den Seitenſtraßen konnten ſie ihrem übervollen Herzen Luft machen.

Und das taten ſie! „A Berlin — — A Berlin!“ — — Geſchrei . . ., Getobe . . ., Reden wurden gehalten! . . Wir wollen uns die Samtſeſſel des Guillaume II. holen“ . . .

An den Straßenecken tauchten Studenten auf, die eiligſt angefertigte Lieder ſangen. Sie waren auch danach! Sowohl die Lieder wie die Sänger. Als die Muſikkapellen

die Marseillaise anstimmten, da erreichte der Jubel den Höhepunkt. Menschen, die sich nie zuvor gesehen, umarmten und küßten sich, Fahnen wurden geschwenkt, aus den Häusern heraus wehten weiße Tücher ... Es war einer von den Augenblicken, die man bis zur Todesstunde nicht vergißt, seien sie in Freundes- oder Feindesland erlebt.

Ich ließ mich von allem Gerede, von allem Enthusiasmus, aller Furcht und aller Hoffnung tragen. Nie im Leben hatte ich eine derartige Unentschlossenheit in mir gefunden, mein Heimatgefühl zog mich in mein Land zurück, nur die Mutter in mir verwahrte sich dagegen. Ich sah die Gefahren klar vor mir, denen ich mich aussetzte, wenn ich in Paris bleiben würde. Gab es aber etwas anderes für mich? ....

Immerhin faßte ich den Entschluß, noch einmal nach England zu fahren, um meine Kinder zu sehen und mündliche Rücksprache mit den Freunden zu halten. Ein ermüdendes Hin und Her, ein Suchen in allen Bureaus nach einer Fahrtgelegenheit begann, aber es war vergebens. Die Abfahrenden unterlagen einer Kontrolle, der ich mich nicht unterwerfen konnte, da ich im Augenblick über kein genügendes Legitimationspapier verfügte. Das einzige, was ich erreichte, war, daß mir im Roten Kreuz Mlle. de M., Rue de Cirque 5, ein Empfehlungsschreiben für die Pension des Philanthropischen Vereins mitgab. Ich beugte mich dem Fatum und blieb.

Was mich weniger freute, war, in den Leiterinnen der Pension zwei Deutsch-Elsässerinnen, die Fräulein Kreutzer, zu finden, deren Vater Postbeamter in Altkirch gewesen war, die aber nun ihr sogenanntes neues Vaterland glühend verteidigten. Was sie nicht hinderte, schlecht und recht Elsässer-Dütsch zu sprechen.

Seltsam, seltsam, als ich mein Gepäck holte, um die

neue Wohnung zu beziehen, da erfaßte mich auf einmal ein so unbeschreiblicher Schmerz, eine so unverkennbare Ahnung kommenden Unheils, daß mein Mund willenlos die Worte formte: „Warum bin ich geblieben?“ Und dieses Gefühl war derart scharf ausgeprägt, daß ich einen Augenblick schwankte: „Soll ich zum Bahnhof?“ . . . Noch war es Zeit. Doch dann schalt ich mich nervös, überreizt und . . . blieb!

Wäre ich nur geflohen! — —

Die nächste Zeit verging wie im Wirbel. Am dritten Tag bekam ich auf Grund meiner englischen Korrespondenz, der Wohnungsbescheinigung:

Philanthropische Gesellschaft 4. August 1914.

Ich bezeuge hierdurch, daß Frau J. Booth seit dem 3. August 1914 die Pension für Damen und junge Mädchen, Straße der Feuillantiner-Nonnen Nr. 12, bewohnt.

M. Kreutzer, Geschäftsführerin.

und der Empfehlungskarte des Roten Kreuzes meinen „Permis de séjour“. (Aufenthaltsschein.) Damit war ich vorläufig mit einem genügenden Ausweis versehen und fühlte mich so ziemlich sicher, zumal auf dem Papier vermerkt war, daß ich jederzeit die Stadt verlassen könnte.

Die Zeitungen überboten sich in prophetischen, jubelnden, siegesgewissen Prognosen und . . . gemeinen Lügen, die natürlich das Volk in jenen Zustand der Erregung brachten, die nötig ist, um — alles zu ertragen. Zuerst hieß es: „Eine deutsche Patrouille hat die französische Grenze überschritten und den französischen Posten erschossen.“ Dann: „Deutsche Patrouillen haben einen siebenjährigen Jungen, der im Scherz mit einem kleinen Holzgewehr auf sie anlegte, glatt vor den Mutteraugen erschossen.“ „Deutsche Truppen sind in Belgien eingebrochen.“

Dann kam der Hohn! Gedichte auf den Kaiser, die man auch nur andeutungsweise nicht wiederzugeben wagt; nicht weil es Majestätsbeleidigung wäre, sondern weil die Sprache darin eine so niedrige, so unsagbar gemeine war. Es tauchten die Schweinsköpfe auf mit dem deutschen Helm: „Guillaume II"!

Kreuzbombendonnerwetter — Schockschwerenot noch mal! — Ah — das tut gut — kann man auch nur ganz im geheimen dem Herzen Luft machen, es ist immerhin eine Erleichterung. Vor der Welt war Mrs. Booth die leidenschaftslose Engländerin, die ganz in ihrer Arbeit aufging; in ihrem Stübchen aber, da durfte sie ruhig so ein Schandblatt zu Boden werfen, darauf herumtreten und fluchen wie ein Unteroffizier.

Von einem jungen französischen Offizier bekam ich einen stolzen Brief: „Wir werden bald mit den Barbaren fertig sein — diese Hasen haben ja eine Heidenfurcht vor der blanken Waffe. Sobald sie die Bajonette sehen, heben sie die Hände hoch, mit hundert solchen Feiglingen wird doch ein Franzose fertig. Ich komme bald zurück und bring Ihnen eine Flasche Rüdesheimer mit. Die flammende, aufrichtige Begeisterung unseres Volkes wird Ihnen eine große Freude sein!"

Hm, hm! Wenn dir diese Flasche Rüdesheimer nur nicht etwas teuer zu stehen kommt, mein Junge — mußte ich unwillkürlich denken. — Und flammende — aufrichtige Begeisterung? Flammend, ja! Aber von Anbeginn an machte sie auf mich den Eindruck der Freude von Kindern, die durch Versprechungen und Zukunftsbilder in eine jubelnde Erwartung hineingetrieben werden, die keine Enttäuschung erträgt.

Wir standen doch erst im Beginn des Kampfes, und schon sickerten langsam, aber unaufhaltsam Gerüchte durch,

die bald als böse Gewißheiten Nachhall fanden; wie wenn schwere Tropfen in ein klingendes Becken fallen — das dröhnt und schwingt und will nicht verstummen. So dröhnte es in die Ohren derjenigen, die zu hören verstanden. Was half die flammende Begeisterung, was die suggestive Kraft sprühender, hochreißender Worte? Es blieb bestehen!

„Es"

Dies furchtbarste Schandmal volksmordender Korruption. „Es"! Dieses nie zu leugnende, daß diejenigen, die vom allzu vertrauenden Volk auserlesen waren, dem Lande zum Heil zu dienen, für ihre eigenen Taschen arbeiteten!

Seit Mitte Juli bereiteten sich die Behörden auf den Krieg vor. Und als die Stunde schlug, da war nichts da, aber auch gar nichts, die Heere auszustatten. Ganze Regimenter wurden zurückgestellt, weil die Magazine leer waren. Jeder eingezogene Soldat war verpflichtet, für zwei Paar Schuhe zu sorgen. Mit diesem selbstverschafften Schuhzeug sind sie hinausgezogen, und ich — ich habe sie wiederkommen sehen — mit absatzlosen, sohlenfreien Schuhresten, aus denen die armen, geschwollenen, wunden Füße blutend hervordrängten. „Wo waren die 54 Milliarden geblieben, die Frankreich zur kriegsfähigen Unterhaltung des Heeres hinausgeworfen hatte? Im wahren Sinne hinausgeworfen; denn da standen die Minister mit offenen Händen und hatten nur gerafft . . ., gerafft . . ., gerafft! Und ihre Taschen waren prall und voll geworden — die Magazine aber immer leerer."

So murmelte man im Volk und sah mit schiefem Seitenblick die heimkehrenden Einberufenen an. Die fühlten die Schande!

Da halfen auch die Räubergeschichten nicht mehr: Daß der Salonwagen, den die Regierung dem deutschen Vol-

ſchafter zur Verfügung geſtellt hatte, nach langem, ſpurloſem Verſchwinden beſchmutzt und zerfetzt zurückgekommen ſei — daß der franzöſiſche Botſchafter in Berlin ſich nur mit Lebensgefahr nach Dänemark habe retten können — in der Friedrichſtraße mit Steinen und Pferdeſchmutz beworfen worden ſei . . . . die angeblichen Mißhandlungen fremder Fürſtlichkeiten in Deutſchland, das alles war zu ſo rührenden, wahrſcheinlichen Mitleidsmärchen ausgearbeitet, daß natürlich die augenblickliche Stimmung umſchlug. Aber es kam die Kehrſeite der Medaille! Der franzöſiſche Botſchafter aus Wien kehrte zurück. Nun, und bei dem Botſchaftsperſonal befand ſich eine kleine Dame, die durchaus kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte. „Was“ — ſagte ſie — „Mißhandlungen? Iſt ja alles nicht wahr! . . . Iſt ja alles Humbug . . . ich bin überzeugt, die ſind in Berlin nicht anders behandelt worden wie wir in Wien. Na, und wir hatten Zeit zu allen Vorbereitungen. Niemand drängte uns, niemand beleidigte uns . . . wir fuhren im kaiſerlichen Sonderzug, ſorgſam geleitet, und ſind vergnügt und wohl angekommen.“

Die kleine Dame war überhaupt ein Unikum! Ganz offen am Tiſch unſerer galliſchen galligen Penſion vertrat ſie tapfer ihre Meinung: „Wir ſind verloren, wenn uns England nicht hilft. . . Seid doch nicht ſo dumm . . . was tun denn unſere Miniſter? Flirten, ſpielen und Diners geben . . . aber von wegen Vaterland retten . . . is nich. . . Ihr ſeht es ja . . . kein Geld iſt da, keine Munition, keine Waffen, nichts . . . ich danke für die „Patrie“!“

Bums!!

Natürlich „flog“ die kleine Dame, zwar mit Eleganz, aber fliegen tat ſie doch. Schade, ſie machte mir großen Spaß.

Und die Verleumdungen gingen weiter. Nur Hervé

blieb klar. Er versuchte in seinem Blatt, wahr zu bleiben, doch vergebens. Wenn je, so paßte damals auf die französischen Zeitungen das Wort: „Was drin steht, ist nicht wahr, und was wahr ist, steht nicht drin!“

Der Ton war im allgemeinen der: „Diese Barbaren wollen uns vernichten, mit allen Mitteln, die Wilde nur kennen. Bleiben wir das Volk reifster Zivilisation . . . höchster Kultur!“ Diese ganzen schönen Reden hinderten nicht, daß die höchste Kultur und reifste Zivilisation acht Tage nach Kriegsausbruch seltsame Blüten zeitigte.

Die Pflegerinnen mußten mit besonderen Abzeichen herumgehen, weil ihre schmucke Tracht von einer ganz besonderen Sorte Damen ganz besonderen Zwecken dienlich gemacht worden war. Das Rote Kreuz mußte sich auf den Bettelgang machen nach Fünffrankstücken. Es war kein Geld da, und bei der Auswahl der Pflegerinnen ging es in der ersten Zeit nicht nach Verdienst und Fähigkeit, sondern nach . . . dem Portemonnaie. Eine jede hatte für sich selbst zu sorgen, und wer nicht imstande war, 250 Frank monatlich für eigene Verpflegung zu verbürgen, der wurde gar nicht erst angenommen. Die Maitresse des bekannten Bankiers St., die nie in ihrem Leben die Nase in einen Operationssaal hineingesteckt hatte, wurde am 10. August Oberschwester einer Klinik. Die armen Patienten bedauerte ich. Mir selbst sagte die Tochter der Gräfin H.: „Doktoresse . . . um Gottes willen, wir müssen Geld haben . . . können Sie nicht eine Sammlung in England für uns veranstalten?!!“

Mir wurde der Posten als Präsidentin des Pflegerinnen-Ausbildungshauses des „Comité des Dames“, Rue Fauburg St. Jacques 36, übertragen. Das war ja nun höherer Schwindel. Die sogenannten Kurse wurden vom weitaus größten Teil der Schüler und Schülerinnen zu ziemlich eindeutigem Flirten benutzt. Mehr als einmal war ich

gezwungen, allzu Schamloſe einfach hinauswerfen zu laſſen. Die Vorträge beſtanden aus Abhandlungen über Geſchlechtskrankheiten mit Demonſtrationen an lebenden Verſuchsobjekten . . . kleineren, für die neugierigen Franzöſinnen äußerſt intereſſanten operativen Eingriffen . . . Solovorträgen eines bekannten Pariſer Humoriſten, der beſonders den Stotterer vorzüglich nachmachen konnte . . . Vorträgen aus Dumas und Victor Hugo ſowie zum Zeitvertreib einigen Anlernungen zu Verbänden, Schröpfköpfe-Setzen uſw.

Man könnte die Sache ungefähr ſo beſchreiben:

„Medical-Hotel".

Luſtſpiel in verſchiedenen Akten.

Extrakt aus Sudermann, Zola und Schnitzler.

Von der Zenſur verboten!

Perſonen:

Ein Abbé!!!

Drei Doktoren!

Einige hübſche Schauſpielerinnen.

Es war ſkandalös. Meine Andeutungen nützten nichts, meine Deutlichkeiten auch nicht. Als nun an einem glühenden Auguſttage den Schülerinnen zur Anlernung von Einſpritzungen ein toter Hund übergeben wurde, der bereits ſeit zwei Tagen unbedeckt auf dem Seziertiſch allen Angriffen von Fliegen und anderen verweſungsfördernden Inſekten ausgeſetzt war, riß mir die Geduld. Nach Verſtändigung mit Frau Jacques de Buſſier, meiner erſten Sekretärin, legten wir beide unſer Amt nieder.

Inzwiſchen waren ſo allerlei Gerüchte umhergeflattert von Verſtimmungen zwiſchen der franzöſiſchen und engliſchen Regierung. Man ſprach von der völligen Schließung des Ärmelkanals für privaten Verkehr, und ich hielt es für ratſamer, mir meine Kleinen nach Paris zu holen. So

fuhr ich denn am nächsten Morgen nach England und kam am folgenden Tage mit meinen Kindern zurück in der festen Absicht, die erste Gelegenheit zu benutzen, nach der Schweiz abzudampfen. In England war alles ruhig gewesen, nur hatten sie durchaus keine Zuversicht, es schwante ihnen wohl schon, daß sie von einer etwaigen Hilfeleistung für Frankreich Unangenehmes ernten möchten. Mein Permis de séjour war mir vom französischen Konsul ordnungsmäßig gestempelt worden, und die Polizeibehörde, der natürlich meine gesetzeswidrige Anwesenheit in England bekannt war, hatte beide Augen zugedrückt und mich ruhig kommen und gehen lassen — sie durften mich nicht dort lassen, denn da war ich als Deutsche bekannt, aber sie legten mir durchaus kein Hindernis in den Weg, mich in Frankreich als Engländerin aufzuspielen nach dem alten Inselspruch: „Kümmere dich nicht um deines Nachbarn Kochtopf, solange er dir nicht deine Wohnung verdirbt."

Ich fand den Konsul in drängenden Nöten. Die Regierung hatte ihm sein Gehalt nicht geschickt, er war ganz außer sich und bat mich, doch dem Ministerium Nachricht zukommen zu lassen. Davor hütete ich mich aber sehr! Denn in diesen löblichen Instituten gibt es immer herzlich neugierige Leute, und Neugier war mir besonders unangenehm. Ich bin nun mal so schüchterner Natur. . . Ach ja!

III

Madame Messimy — Der Flieger — Das feige Ministerium — Ich werde Chefarzt — Frankreichs Fürsorge für die Verbündeten — Ein Militärtransport — Mein Afrikaner

Solange ich vorhatte zu bleiben, war eigentlich kaum eine zweckentsprechende Tätigkeit zu finden gewesen. Ich

mußte mich mit dem zweifelhaften Ehrenposten in dem noch viel zweifelhafteren Medical-Hotel begnügen, der durchaus nicht auf dem von mir gewünschten Gebiet lag, selbst wenn er ernst zu nehmen gewesen wäre. Natürlich hatte ich sowohl auf dem Kommissariat des Val de Grace als auch auf der Präfektur Mitteilung von den unerhörten Vorgängen gemacht, und da schon sagte mir der erste Sekretär, daß sich wahrscheinlich in der nächsten Zeit etwas Besseres für mich finden würde. Und er hatte recht.

Zuerst kam Madame Messimy, die im Lycée Henri IV. die Vorbereitungen zu ihrem in der Ecole Polytechnique zu errichtenden Lazarett betrieb. Natürlich, sie schwamm im Fett. Von allen Seiten regnete es Gaben, und bald war bis zu den Filzpantoffeln alles bereit. Nur das Lazarett nicht. Denn in den schmutzigen, von Ungeziefer starrenden Räumen der alten Offizierschule konnten die Verwundeten nicht untergebracht werden. Da ich bis zur Beendigung nicht untätig bleiben wollte, bot man mir den Posten als Leiterin in dem neu zu errichtenden Kinderheim der Generalin Michel an. Da ich dorthin meine Kinder hätte mitnehmen können, willigte ich gern ein.

Doch die mit stürmischer Schnelligkeit heranrückenden „feindlichen" Truppen machten diesen Plan zunichte.

Paris geriet allmählich in eine solche Aufregung, daß niemand mehr wagte, irgendein Unternehmen anzugreifen, das nicht direkt im Innern des Verteidigungsgürtels zur Verwirklichung gebracht werden konnte. Denn nun sprach man nicht mehr lachend vom Rhein als einer leicht und mühelos zu erreichenden Pferdeschwemme — verteilte nicht mehr das Mobiliar des Berliner Schlosses unter sich, sondern die Gesichter zogen sich in die Länge. Man flüsterte scheuen Auges: „Sie kommen, sie sind schon bald da" . . . Das stete Zurückweichen des französischen Heeres löste ein

verzweifeltes Zähneknirschen aus, und in wachsendem, zornigem Staunen begann das Volk sich zu fragen: „Wo um alles in der Welt sind denn unsere Soldaten?“ In den Lüften zeigte sich aber dann und wann ein langschweifiger Vogel, der ganz sonderbare schwarze Eier legte. Dieser Segen war unangenehm. Er säte den Tod; aber noch unangenehmer waren die mitheruntergeflatterten Liebesbriefe der deutschen Flieger. „Heute fahre ich über euch weg, nächstens komm' ich zwischen euch durch, auf Wiedersehen!“

Ja, er fuhr lachend durch die blauen Lüfte des August; seine Taube schimmerte wie Silber; sie schien ordentlich vergnügt-höhnisch zu grinsen über die braven Franzosen, die da unten abteilungsweise ihre Flinten in die Höhe abschossen. Was natürlich keinen anderen Erfolg hatte, als daß die französischen blauen Bohnen auf französische Nasen fielen und Unheil anrichteten.

Und sie rückten immer näher! Mitte August fing man an, die Verteidigungsgürtel der Stadt herzustellen — in aller Eile — es war auch danach. Im Bois de Boulogne waren Tausende von Hammeln, Rindern, Schweinen zusammengetrieben, die blökten, quiekten und grunzten den Parisern ein erfreuliches Konzert vor, und diese großen, vergnügten Kinder rieben sich froh den Magen — „Laß sie nur kommen, die Boches, wir haben zu essen . . . was schert uns der Rest.“

Eines Morgens erwachte ich als wohlbestallter Assistent und zeitweiliger „Chef de Service des Refugiés“ an der Nordbahn, wo das eigentliche Rote Kreuz noch keinerlei Vorbereitungen zum Empfang der Verwundeten gemacht hatte und mir auch die Sorge oblag für die immer zahlreicher eintreffende Soldateska.

Ich war sprachlos! Am 22. August noch waren wir gezwungen, die Verwundeten auf feuchtem Stroh in der

Ecke des Zollraumes zu betten. Ich hatte einen Block mit Blanko-Bons: „Cirque de Paris“ (das Zeichen der Flüchtlingsfürsorge). Darauf schrieb ich meine Einlieferungen für die verschiedenen Spitäler, bis das Rote Kreuz endlich seine Holzbaracke fertig hatte und uns die Fürsorge für die Verwundeten abnahm.

Die Oberin der Roten-Kreuz-Station war die Marquise Castellane! Die sehr unangenehm überrascht schien und wie ein Stachelschweinchen überall Spitzen herauskehrte, als sie mich solide installiert fand, sowohl im Dienst als auch im Wohlwollen unseres militärischen Chefarztes. Es waren harte Tage — böser Dienst! — Binnen einer Woche neunzehn Stunden Schlaf, das war kein Spaß. An Ruhe nicht zu denken, man aß, wie es kam, schlief, wie es kam, in einem leeren Waggon, vor dem man als Wache einen Boy Scout postierte, damit der Wagen nicht mit einem davonfuhr und man in irgendeiner Ecke Frankreichs erwachte. Doch ich scheute die Mühe nicht, sondern suchte meinen Ehrgeiz in vollendeter Pflichterfüllung, die Zeit, die mir blieb, nur meinen Kindern widmend. Es war wenig genug, denn unaufhörlich ergoß sich die Flut von Verwundeten und Flüchtlingen in unsere Ambulanz, und immermehr ließ ich die letzteren, um mich nur den Tommys zu widmen.

Es galt, in der Umgebung des Bahnhofs die Entwischten aufzuspüren, und zum Bahnhof zurückzubringen, damit sie mit der nächsten Gelegenheit nach England spediert werden konnten. Denn die Leichtverwundeten oder Abgesprengten kniffen natürlich, kaum daß der Zug hielt, schleunigst aus, um sich zu amüsieren. Mit mehr oder weniger gutem Ergebnis. Dem französischen Soldaten oder Unteroffizier gehorchte der Tommy nicht: „Bitte, was du bist, bin ich schon lange . . . einem freien Engländer hat

der Franzmann noch lange nichts zu ſagen." . . . Und am Arm der nächſten hübſchen Franzöſin zog Tommy ſtolz von dannen.

Man fand bald mit Staunen heraus, daß die Leute mir bedingungslos gehorchten. Ich ſage mit Staunen! Denn der Franzoſe, dem die Frau nur Luxus- und Vergnügungsobjekt iſt, verſteht natürlich die Ehrfurcht nicht, die jeder, auch der niedrigſte Engländer dem Weib entgegenbringt. Das iſt der Tropfen germaniſchen Bluts in ihm. Somit hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, dieſe immer mehr oder weniger betrunkenen Söhne Albions zuſammenzuſuchen.

Sobald alſo derartige Eskapaden bekannt wurden oder das Militärbureau ſonſtwie in Verlegenheit geriet, ging ein allgemeines Geſchrei los: „La Doctoresse — la Doctoresse . . ." und ſchon hatten ſie mich beim Wickel. Robert Kitchener kannte ſeine Jungens, darum hatte er angeordnet, daß jeder von den Hinausziehenden einen Zettel in ſeinem „Affen" fand, der die Worte trug: „Lieber Junge! Du gehſt hinaus, im fremden Lande für die Ehre deiner Heimat zu kämpfen, vergiß nie, daß du deines Königs Rock trägſt, daß du deines Landes Ehre in Händen haſt, ſei tapfer, ſei mutig, im Kampf gegen die Männer, den Frauen gegenüber ſei ein Gentleman! „But not any further!" . . . (Aber auch nicht einen Schritt weiter!)

Trotz des „but not any further" kamen mitunter recht hoffnungsloſe Fälle vor, dann flüchteten die Ratloſen zu mir. „Was fehlt? . . . . What is the matter my boy?" (Was haſt du denn mein Junge?)

Ach herrjeh! My boy war am Abend vorher mit einem hübſchen Mädel losgezogen und hatte ſeinen Gaul bei einem Händler untergebracht. Am anderen Morgen war das

Mädel verſchwunden und der Gaul . . . gleichfalls. So was kommt vor.

Dieſes ganze Durcheinander wäre natürlich nicht vorgekommen, wenn die franzöſiſchen Behörden von Anfang an für Ordnung geſorgt hätten, ſo wie es ſich gehörte. Aber da war für gar nichts vorgeſorgt. Die Leichtverletzten und Abgeſprengten durchzogen Frankreich nach allen Richtungen. Niemand hielt ſie an, aber auch niemand half ihnen. Höchſtens daß man ſie betrunken machte, in üble Abenteuer hineinzog, aus denen ſie moraliſch und körperlich mehr oder weniger krank herauskamen. Zu Banden zuſammengerottet wanderten ſie umher und wußten nicht, an wen ſich wenden. Die Konſulen ſchafften ſie zur Militärbehörde, dieſe wieder zuckte die Achſeln — ſperrte auch wohl einige zuſammen in irgendeine Kaſerne ein, was ſich Tommy ſelbſtredend nicht gefallen ließ und durchbrannte.

Eines Abends kamen acht ſolcher Ausreißer in Hemd und Hoſe bei mir an. „Wir ſind doch keine Verbrecher!“ ſagten ſie unmutig, und der eine meinte: „Wenn ſie uns ſchon herüberrufen, daß wir ihnen helfen ſollen, dann mögen ſie auch für uns ſorgen. Wer noch nicht Sonnenbruder iſt, der wird es bei dieſem Leben . . . Und nachher? Was wird dann? . . . Lohn kriegen wir doch nicht davon, Lohn nicht, aber Hohn!“

Wie ſehr gab ich ihm im Innerſten recht! Ich konnte nichts anderes machen, als die ganzen ſieben aus unſerem Vorrat für Flüchtlinge auszuſtatten, ſo wunderſchön, daß der eine mit leuchtenden Roſen in gelbem Felde und grasgrünen Blättern auf hellblauen Pantoffeln, grauer Soldatenhoſe, weißer Weſte, Cutaway, Strohhut und Spazierſtöckchen von dannen zog. Wir haben alle Tränen gelacht. Es war das letztemal.

Als ich meine Beschwerde auf das Militärbureau brachte und gegen diese ungeheuerliche Lodderei protestierte, bekam ich nur ein bedauerliches Achselzucken. „Das ist Sache der englischen Verwaltung", sagte mir Hauptmann Seligfaber — „es sind ihre Soldaten, so soll sie dafür sorgen, daß sie wissen, was sie zu tun haben". Die Anwort, die ich auf der Zunge hatte, mußte ich mir verkneifen und konnte nur diesen Vorfall in seinen ganzen Einzelheiten sowie die mir erteilte Anwort den englischen Herren, die von Zeit zu Zeit zur Nordbahn kamen, übermitteln. —

Eine Stunde nach diesem Ereignis kam der Transport von englischen Verwundeten, der von großer Bedeutung für mich werden sollte. Unter diesen Verwundeten befand sich ein Ch. S. von dem Regiment „Queen Mary's Own", der war gleich mir in Afrika gewesen und hatte mich erkannt. Ich selbst wurde nicht auf ihn aufmerksam, weil ein bedauernswerter Verwundeter meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Dem armen blutjungen Kerlchen war eine Kugel durch den Rücken in den Magen gedrungen, und der Tod stand ihm auf der Stirn. Mit Mühe rang ich ihm noch einige Worte für seine Eltern ab, denen ich in der Nacht schrieb. Nach ihm kam ein anderer schwerer Fall daran, zerschmetterte Schulter, Sondierung und Fixierung des Armes, lauter angenehme Dinge, die dem stärksten Mann weiße Lippen machen. Während dieser Zeit waren die anderen von dem übrigen Hilfspersonal abgefertigt und Ch. S. fortgeschafft worden, ohne daß ich ihn bemerkte. Die ganze Nacht hindurch kamen wir nicht zur Ruhe, und kaum daß ich am Morgen einen Kaffee hereingestürzt hatte, lief Befehl vom Militärbureau ein. Hier erwartete man mich mit Schmerzen. Ich sollte einen Transport von englischen Soldaten an die Front bringen, damit sie ihr Regi-

ment, das angeblich vor Bourget ſtand, wiederfinden konnten.

Mein Geſicht muß eine abſonderliche Sprache geredet haben, denn der Hauptmann wurde verlegen, richtig verlegen, und meinte: „Es tut mir ſehr leid, aber wir haben niemand, der dieſe Leute begleiten könnte, und Sie wiſſen ja, Ihnen gehorchen ſie.“

Alſo ſo weit war man gekommen, daß eine Frau Militärtransporte ausführen mußte und noch dazu an die Front, wo uns ohnehin die deutſchen Kanonen ſeit einigen Stunden Grüße ſchickten, die durchaus nicht mißzuverſtehen waren, und die Flieger über unſeren Köpfen herumflirrten.

Hauptmann Seligfaber gab mir einen Paſſierſchein folgenden Wortlauts:

„Laissez circuler libre Madame la Doctoresse Booth, autorisée de conduire 16 Soldats anglais à Bourget pour rejoindre leur régiment.

Paris, 22. Août 1914.

Stempel: Ministère de la guerre.“

(Paſſierſchein für Frau Dr. Booth, die den Auftrag hat, 16 engliſche Soldaten nach Bourget zu ihrem Regiment zurückzubringen.)

Ich nahm meinen Chauffeur beim Arm und zog los, um einige Minuten ſpäter im ſchmutzigen Klinikmantel, eine Binde auf dem Kopf, auf dem Laſtautomobil zu thronen. „Mittenmang“ die ſechzehn Tommys.

Zunächſt die Richtung auf Bourget nehmend, ließ ich mir ſämtliche ſechzehn Namen aufſchreiben, um einen Beweis dieſes wohl in der geſamten Kriegsgeſchichte einzig daſtehenden Auftrages zu haben. Ich hatte ja in den letzten Tagen ſchon viel von unglaublichen Unzuläſſigkeiten geſehen, aber dieſe Morgenpromenade war denn doch die Höhe. In Bourget meldete ich mich vorſchriftsmäßig beim

General der dort lagernden Verteidigungstruppen. Er war in heißer Bedrängnis; wies auf einen Kirchturm, der weit zur linken hinter Bäumen sichtbar wurde, und sagte: „Die Engländer liegen dort bei Louvre, versuchen Sie hinzukommen. Um ein Uhr fährt das Auto des Kriegsministeriums zurück, trachten Sie, um diese Zeit hier zu sein, damit Sie schleunigst wieder in die Stadt hineinkommen."

Na schön . . . Ich sah mir den Turm zur Linken an, und los ging es die grade Landstraße hinunter. Unter meinen Tommys war ein großes Staunen, als wir die Schützenlinie passiert hatten. Was . . ., die paar Leute wollten Bourget, dieses wichtige Einfallstor von Paris, verteidigen? . . . Sie waren so dünn gesät, daß sie einem einzigen Ansturm weichen mußten. Wir hatten doch gesehen, wie schlecht, wie überaus primitiv die Verteidigungswerke der Stadt waren, so recht im Vertrauen auf die Stärke des vorgelagerten Heeres flüchtig aufgerichtet, und nun war dieses Heer vor uns!

Es sollte noch besser kommen. Wir hatten noch keine fünf Kilometer hinter uns, als meine Tommys luden . . . „Seien Sie nicht bange," meinten sie zu mir . . . „wir lassen Ihnen nichts geschehen." Ach, wenn sie mir nur hätten ins Herz sehen können! . . . Ich war nicht bange . . . nein! Ich hörte das Donnern der Geschütze und wußte: Das sind sie, die Unsrigen . . . ich aber saß hier unter fremden Soldaten, und . . . was half das Grübeln . . .!

Flüchtlinge begegneten uns, Frauen mit Kindern in dem Kinderwagen, die letzte Habe mit sich führend . . . Ordonnanzen jagten an uns vorüber . . . weiter ging es! Da plötzlich änderte sich das Bild! Aus dem Gelände zur Rechten brachen französische Truppen heraus, Infanteristen . . . Artilleristen . . . berittene Truppen . . . mitten darin die „Dames de France" . . . Im hellsten

Durcheinander zogen sie dahin. Das war kein Rückzug ... Das war Flucht! Flucht in des Wortes schmachvollster Bedeutung. Man rief uns zu, umzukehren, doch ich ließ meine Tommys tun, was sie wollten; ich hatte keine Furcht.

Aber da, wo der Weg nach Louvre links abschwenkt und rechts das Kampfgelände lag — da ging es nicht weiter ... hier mußten wir halten ... Demitour ... Zurück! Ein kleiner Hauptmann mit blassem, wutverzerrtem, staubbedecktem Gesicht näherte sich mir: „Seigneur! ... Was heißt denn das? Wir müssen zurück, die Truppen weichen? ... Wissen Sie nichts?“ Ne, ich wußte auch nichts ... und sagte es ihm, daß ich es ebenso wenig versichern könne. ... „Sacré nom de Dieu“ ... fluchte er und ballte die Faust so fest um die Zügel, daß der abgetriebene Gaul einen entsetzten Sprung machte ... „Ich auch nicht ... die Boches sind uns auf den Hacken ... anstatt Front zu machen, weichen wir ... warum? ... warum ... que c'est lâche!!“ (Wie feige ist das!)

Er tat mir leid, wie er da so mutlos in seiner ohnmächtigen Entrüstung neben mir ritt. Langsam, zögernd nur wandten wir uns nach Bourget zurück. Auf der Höhe blitzten schon die Waffen der nun ebenfalls zurückweichenden Engländer auf und meine Tommys wollten nicht mit. Die Kampflust packte sie. Ich mußte zuletzt streng werden. „Kinder, es hat doch keinen Zweck! Ich versteh euch ja so gut, aber wenn ich euch hier laufen lasse und es passiert etwas, kann es böse für mich ausfallen ... ich muß eine Bescheinigung haben, wo und wie ich euch verließ“ ...

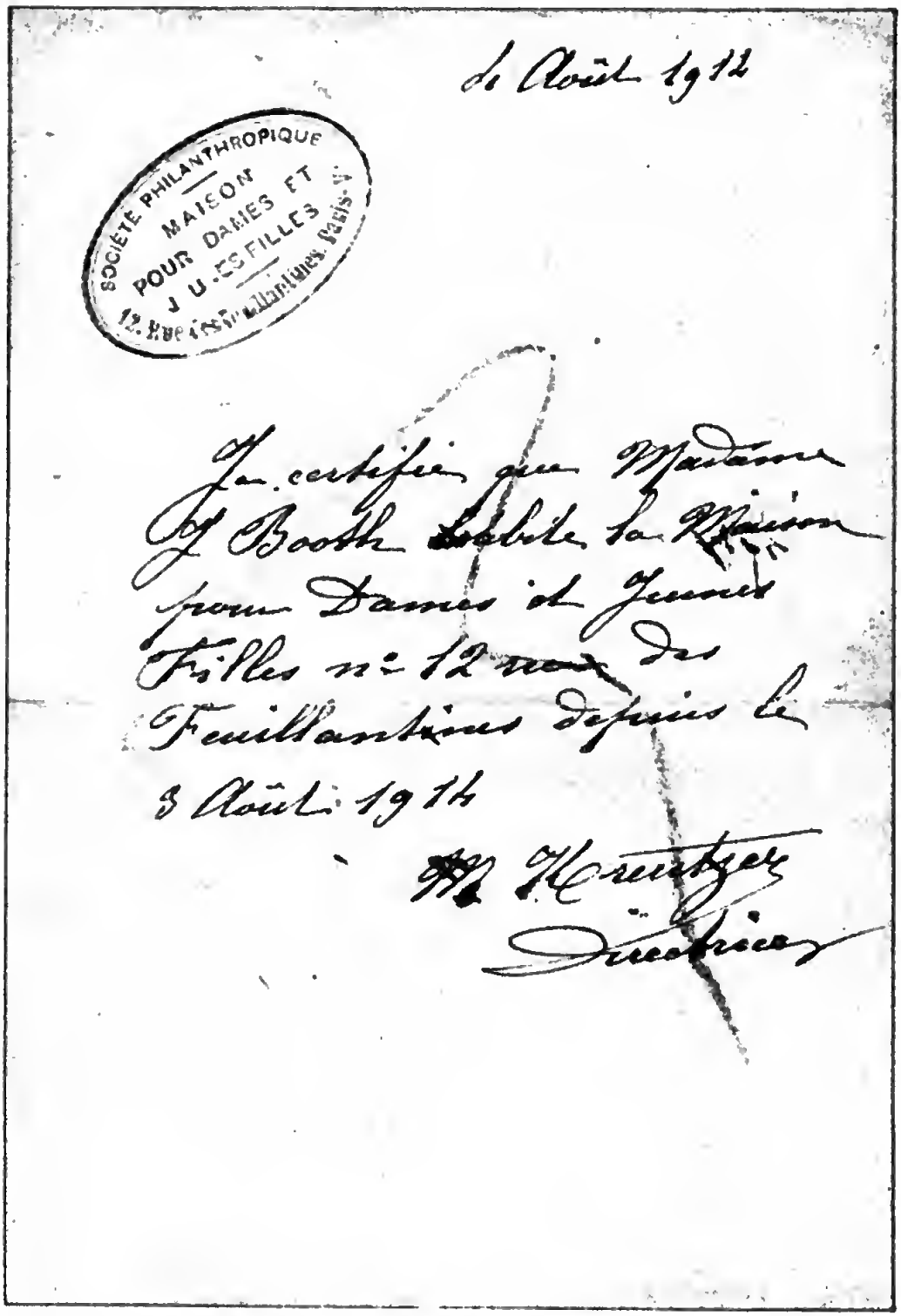
Das sahen sie denn auch ein, und so fuhren wir nach Bourget zurück. Dem General standen die Haare zu Berge: „Madame, machen Sie, daß Sie wegkommen, die Schlacht kann jeden Augenblick losgehen!“ Eins, zwei,

drei saß ich im Auto des Kriegsministeriums zwischen dem Dolmetscher der beiden Heerführer, Hauptmann der Jäger zu Pferde Marquis de Castellane und einem Feldartilleristen. Hui, weg sausten wir nach Paris. Das war mein Verhängnis. Ich war gezwungen, Englisch zu sprechen, und so sehr ich mich auch beherrschte, ein leiser fremder Akzent ließ sich nicht verbergen und sollte böse Folgen bringen.

Als ich nach kurzem Schlaf wieder auf der Nordbahn ankam, rief man mich zum Militärlazarett ab. Ch. S. ließ mir sagen, er habe mich erkannt, ich möchte ihn besuchen, er sei ganz verzweifelt! Natürlich ging ich sofort. Da waren sie nun alle zusammen, die an jenem Abend mit den beiden Schwerverwundeten eingeliefert waren. Mein besonderes Schmerzenskind, der Hüne mit der zerrissenen Schulter, heulte beinahe vor Freude, und der kleine Ch. S. hätte am liebsten mit den Beinen getrampelt . . . wenn ihn . . . die Kugel nicht daran gehindert hätte.

„Sie wollen es mir nicht glauben," klagte er, „ich fühle es ganz genau, es sitzt noch eine Kugel drin" . . und dann erzählte er mir die Geschichte des Überfalls, bei dem sie alle verwundet worden waren, und die den armen Hodge, den Kleinen mit der Kugel im Magen, das junge Leben gekostet hatte. Bei Compiègne war es gewesen. Sie hatten in Ruhe gelagert und an nichts Böses gedacht. Da plötzlich war es zwischen sie gesaust, unwiderstehlich, lähmend, vernichtend, und von der stolzen Eskadron der „Queen Mary's Own" blieben nur vierzig Mann übrig . . . verwundet . . . der Rest war zusammengehauen von . . . den Franzosen, die sich in der Uniform getäuscht und die Verwundeten für Deutsche gehalten hatten! So wie mir S. die Lage beschrieb, und bei dem unglaublichen undisziplinierten Draufgehen der ersten französischen Armee war diese Niedermetzelung sehr wahrscheinlich.

Frau Dr. Booth im Kreiſe ihrer engliſchen Pfleglinge



Wohnungs-Ausweis der Elsässerinnen Kreutzer in Paris

(Uebersetzung im Text)

Da lag nun der arme S. in dem sogenannten Militärspital, das wieder klipp und klar von dem völligen Versagen des Roten Kreuzes Kunde gab. Die Säle schmutzig, über Gebühr vollgepfropft, die Verwundeten just gelegt, wie sie kamen. Ich mußte mir einen Oberwärter fangen, um mir meine Tommys in den verschiedenen Häusern und Sälen zusammenzusuchen. Überall Klagen und Klagen! Die Pfleger unaufmerksam, wovon ich mich leider mehr als zur Genüge überzeugen konnte . . . das Essen mangelhaft und unsauber. . . . Aber das alles wäre noch zu ertragen gewesen, wenn nicht die . . . Wanzen allzu eifrige Besucher gewesen wären. . . .

Kurzum, mein kleiner S. hatte vollkommen recht, wenn er sagte: „Das sollen nun Freunde sein? . . . Schlechter könnten wir es bei den Germans auch nicht haben."

Doch ich tröstete ihn damit, daß die französischen Verwundeten ja nicht besser behandelt würden — nicht einmal die Offiziere, die zu fünfen in einem viereinhalb Meter breiten, zehn Meter langen Raum zusammengepfercht waren, der eigentlich nur als Durchgang diente.

Wie sagte Dumas Fils? „Prévoyance? (Voraussicht?) Wir wären keine Franzosen, wenn wir Prévoyance hätten!" Man kann es hahnebüchenen Leichtsinn nennen!

IV

Man spricht Deutsch — Die Damen — Ein Spitzbubenstreich — Ich stehle eine Flasche Kognak und sehe Papillon — Es gelingt

Spät am Nachmittag kam ich zur Bahn zurück. Es war ein Höllenbetrieb. Zug auf Zug rollte ein mit Flüchtlingen. In meiner kleinen Kabine beschäftigt, den Kittel anzulegen, schlugen plötzlich sonderbare Laute an mein

Ohr. Draußen wurde Deutſch geſprochen! Ein Zittern fuhr mir in die Knie. Was war denn das? Landsleute? Vorſichtig ging ich hinaus; niemand aber war in der Nähe wie eine Gruppe von vier Männern, die am Gitter der Vorortlinien lehnte. Ein engliſcher Soldat, ein franzöſiſcher Abbé und zwei Ziviliſten. Kaum ſtand ich in meinem weißen Mantel unter der Tür der Halle, als der Abbé auf mich zutrat und fragte, ob ſie wohl etwas zu eſſen erhalten könnten. Meine Bitte, doch hereinzukommen, lehnte er in auffallend verlegener Weiſe ab. Ich belud ihn mit Suppe, nahm ſelbſt Brot und Fleiſch und folgte ihm trotz ſeines eifrigen Proteſtes.

Die Verlegenheit des Abbé ſchien auch die anderen zu beherrſchen; ich fühlte, dort ſtimmte etwas nicht. Der Soldat gab mir kaum Antwort, und als ich mich an die Ziviliſten wandte, ſchwiegen ſie. „Es ſind Viamen, ſie verſtehen kein Franzöſiſch“, ſagte der Abbé, deſſen junges, reines Geſicht deutlich die Spuren ſchlecht verhehlter Erregung trug. Nun, ich höre zwar nur mit einem Ohr, aber mit dieſem deſto ſchärfer, und was die beiden Ziviliſten ſich in dieſem Augenblick zuflüſterten, das war wieder Deutſch.

In meinem Kopf ſah es aus wie auf einem Faſtnachtsball. Ein buntes Durcheinander wirbelnder Gedanken. Was waren die vor mir? . . . Wie ſollte ich mir dieſe überraſchende, verdächtige Dreieinigkeit erklären? Wie kam der Engländer, wie kam der Franzoſe zu zwei Deutſchen? . . . Die Verlegenheit erklärte ſich mit einem Male deutlich genug. . . . Was ſollte ich tun? Die vier ihrem Schickſal überlaſſen? Hier auf dieſem Vorplatz des Bahnhofs gab es kein Entrinnen, weil von niemand verlaſſen konnte, ohne ſeine Legitimation vorzuzeigen oder von uns aus legitimiert zu ſein. Waren es

Deutſche, ſo ſaßen ſie in der Falle und bei etwas näherem Beobachten erkannte ein gewohntes Auge deutlich jenes „Je ne sais quoi“, das im ſchlimmſten Räuberzivil den deutſchen Offizier verrät. Ihr Blick war, wenn auch leicht verſchleiert, klar und hell, ihre Bewegungen beherrſcht; und dann — die braune Hautfarbe des einen ging direkt über der Naſenwurzel in tadelloſe Weiße über. So etwas bringt nur ein Mützenſchirm fertig. Doch woher die anſcheinende Intimität zwiſchen Katze und Hund?

Das alles ſchoß mir in einer Sekunde durch den Kopf. Ich fackelte nicht lange, ſondern ſagte: „Entweder bekennen Sie mir die Wahrheit, dann will ich verſuchen, Ihnen zu helfen, oder ich laſſe Sie ſtehen, und was dann kommt — ergibt ſich wohl von ſelbſt.“ Und auf deutſch fuhr ich fort: „Ich habe Sie erkannt; wer Sie ſind, will und darf ich nicht wiſſen. Durch die Tore dort kommen Sie nicht hinaus, alſo tun Sie beſſer, ſich mir anzuvertrauen.“ Da ſenkten ſie alle vier die Köpfe wie Schafe, die vom Hagelſchauer überraſcht werden, und dann erfuhr ich, wie ſie ſich gefunden.

Es war eines jener ſeltſamen Abenteuer, wie ſie nur der Krieg zu erzeugen imſtande iſt. Der Engländer, an der vlämiſchen Grenze durch eine Gasbombe betäubt, für tot in einem völlig leeren Bauernhaus zurückgelaſſen, wurde von den beiden Deutſchen, die, von Feinden verfolgt, in dem gleichen Bauernhauſe Zuflucht ſuchten, gefunden. Mit ihrem letzten Schluck Wein und einem guten Happen brachten ſie ihn wieder auf die Beine, doch als ſie weiterziehen wollten, da ſtellte es ſich heraus, daß ſie umzingelt waren. Sie nahmen an Kleidung, was das Bauernhaus hergab, und ſchlichen mit dem Engländer, der nicht wußte, wer ſie waren, in der Nacht davon, um ſich zu den Ihren durchzuſchlagen, wurden aber als Flüchtlinge aufgegriffen

und mit dem großen Schub abgeführt. Der Soldat, der sie aus Dankbarkeit nicht verlassen wollte, immer mit. Auf diesem Schub nun trafen sie den Abbé. Ein Wort gab das andere, schließlich stellte es sich heraus, daß der in französischer Soutane Steckende deutsch-elsässer Kind war, mit deutschen Gesinnungen und deutschem Herzen. Er war ebenfalls abgeschoben worden, protestieren durfte er nicht. Nun war sein Plan, einen Bekannten in Louvre aufzusuchen, der geheim der gleichen Gesinnung war wie er; davon sprach er den beiden und bot sich an, sie bis dahin zu führen. „Das Weitere hätte sich gefunden", sagte er mit bezeichnendem Blick und zuckte die Achseln.

Da hatten sie sich nun geeinigt, zusammen von Paris nach Louvre zu fliehen. Geschützt durch den Soldaten einerseits, der in seiner Dankbarkeit — denn schließlich hatten sie ihm doch das Leben gerettet — versuchen wollte, sie zu unterstützen, und durch die Soutane andererseits hofften sie durchzukommen. Aber in Paris fanden sie alle Ausgänge des Bahnhofs bewacht, und nur mit knapper Not waren sie allzu neugieriger Teilnahme entgangen und sich vollkommen bewußt, daß Ergreifen und Erschießen eins gewesen wäre. Für alle vier! Denn die Tatsache, daß die beiden anderen mit diesen unverkennbaren Deutschen längere Zeit zusammen gewesen waren, sprach auch ihnen das Urteil.

Trotz allen Glaubens, trotz allen Vertrauens, trotz der inneren Stimme wagte ich nicht, mein Inkognito zu lüften. Wohl deutete ich meinen Landsleuten an, wer ich in Wahrheit sei, und bat sie, sobald wie möglich einen genauen Bericht des Vorgefallenen nebst einer Personalbeschreibung bei der betreffenden Behörde abzugeben. Auch erhielten sie von mir einen der Blanko-Bons des Cirque de Paris,

der uns ſpäterhin als Erkennungszeichen dienen ſollte. Dann ging ich mit W. F., dem Soldaten, zum Militärbureau. Es war die Stunde, in der nur der Unteroffizier Dienſt tat; darauf baute ich meinen Plan. Den Soldaten als „verſprengt“ angebend, erbat ich mir einen Paſſierſchein für zwei belgiſche Flüchtlinge und einen Prieſter; Beſtimmungsort? Louvre. Trotzdem mir für dieſen Beſtimmungsort eigentlich kein Paſſierſchein ausgehändigt werden durfte, erhielt ich ihn anſtandslos in dankbarer Erinnerung an den ſo glücklich ausgeführten Transport, zumal mein Tommy in ſeinem Überſee-Franzöſiſch ſagte, die Flüchtlinge ſeien mit ihm gekommen. Als ich allein mit dem Schein die hohe Treppe hinunterſtieg, da flutete mir doch das Blut einen Augenblick zum Herzen und ich ſah, wie man ſagt: Papillon.

Meine drei armen Sünder ſtanden noch an derſelben Stelle. Bis dahin war die Sache verhältnismäßig leicht geweſen, aber jetzt galt es die Zähne zeigen. In aller Eile packte ich eine Flaſche Kognak, Braten und Brot zuſammen, machte dem am verdächtigſten Ausſehenden aus einer ſchmutzigen Binde einen Kopfverband (der Gott der Hygiene möge mir in Gnaden verzeihen) und marſchierte ſchnurſtracks auf — einen der Poſten zu. „Madame wünſchen?“ fragte der mich eifrig. „Ich muß ſofort ein Auto haben, Order vom Militärbureau!“ Damit wies ich ihm den ſchönen runden Stempel „Ministère de la guerre“. Zwei Minuten darauf ſaßen wir vier in dem durch das Rote Kreuz geſchützten Wagen, und an den reſpektvoll grüßenden Polizeibeamten und Gendarmen vorbei führte ich meine beiden Deutſchen nebſt dem Abbé glücklich bis an die Tore der Stadt. Hier erkannte man mich als die am Tage vorher im Automobil des Kriegsminiſters Zurückgekehrte — reſpektvollſter Gruß, ergebenſtes Platzmachen

— noch zwei Schritte, ein tiefer Atemzug und — draußen waren wir.

Etsch! Weiß Gott, einen Augenblick überlief mich das Spitzbubengefühl, denen da am Tor so eine recht schöne lange Nase zu machen. Aber diese Dummejungenfreude mußte ich mir verkneifen. Ich setzte meine drei auf einen Bäckerwagen, der in der Richtung nach Louvre fuhr. Mich selbst nahm mein unschuldiges, braves, patriotisches Sanitätsauto zurück nach der Gare du Nord, wo ich zwar mit innerem Zittern, aber dennoch mit geheimem Lächeln über den so überaus gelungenen Halunkenstreich bis zum Morgen Dienst tat. Zum letztenmal an der Gare du Nord.

V

Ich steige in Würde und mir steigt was in die Nase — Der mißhandelte Landsmann — Ein neuer Transport — Es wird brenzlich — Fata Morgana — In der Falle — Maitrefeu, der Menschenfreund — Zum erstenmal im Gefängnis

Mein Besuch in Villemin, dem Auxiliaire des „Hospital St. Martin" hatte eine völlig unbeabsichtigte Wirkung gehabt.

Ich suchte damals den Chefarzt auf, um mit ihm eine Verbesserung der Lage zu besprechen, und als ich an diesem Tage wiederkam, machte er mir das Angebot, bei ihm zu bleiben und sozusagen die Oberaufsicht über die in den französischen Spitälern untergebrachten englischen Soldaten zu übernehmen. Dieses Anerbieten war ein neuer Erfolg der bewußten Morgenpromenade, von der natürlich Dr. de Biese gesprochen hatte, und so wurde ich Attachée am Hospital Villemin mit der Aussicht, auch hier Transporte

zu leiten, diesmal aber Verwundete, Transportfähige, die nach der Heimat zurückbefördert werden sollten. Die Automobile der Militärbehörde standen mir zur Verfügung; ich hatte unumschränkte Vollmacht, konnte aus- und eingehen, wann und wo ich wollte. Damit hätte ich ja nun eigentlich sehr zufrieden sein sollen, aber es fing so langsam an, allerlei verdächtige Dinge sprangen auf. Am Mittwoch, dem 25. August, zu etwas ungewohnter Stunde heimkehrend, fand ich die Fräulein Kreutzer in angelegenem Gespräch mit einem Menschen, dem man den „Flick", wie der Pariser den Kriminalbeamten nennt, auf hundert Schritte ansah. Deutlich hörte ich die Worte: „Sie ist Preußin und keine Engländerin."

Mir war schon seit Tagen im Verhalten der Leiterin eine Änderung aufgefallen ... das sind Dinge, die man fühlt, aber nicht zu bezeichnen vermag. Sie interessierten sich auf einmal lebhaft für meine Tätigkeit, fragten nach diesem und jenem, so daß ich vorahnend den Entschluß faßte, meine Abreise nach der Schweiz zu beschleunigen.

Besonders interessierten sie sich für Dinge, die in den letzten Tagen an der Nordbahn passiert waren. Es kam ein Zwischenfall vor, der Veranlassung gegeben hatte, daß ich dem Pflegepersonal ernstlich die Leviten las. In Bereitschaft, einen Zug deutscher Verwundeter zu empfangen, erklärten plötzlich zwei der Pflegerinnen mit großer Verve: „Wir rühren keine Deutschen an, kein Glas Wasser geben wir ihnen ... unseretwegen mögen sie vor Hunger und Durst verrecken" ... Ich machte sie darauf aufmerksam, daß für die vom Sanitätskorps weder Freund noch Feind bestehen dürfe, sondern einzig der „Verwundete", Hilfsbedürftige. Vergebens! Eine Madame de Rose, angeblich Belgierin, legte einfach ihre Schürze ab und verschwand. Die Frau eines Apothekers aus Belfort folgte. Zum

Glück kamen die Verwundeten nicht, sondern nur ein sächsischer Küraſſier, den Stahlhelm auf dem Kopf. Kaum daß der Arme sich auf den Füßen halten konnte! Schwankend, taumelnd ging der Hüne zwischen den beiden Lazarettgehilfen einher ... In der Ecke des Zollraums schoben sie ihm einen Stuhl unter. Und da geschah es, daß ein Kind dieses Volkes höchster Kultur an dem Sachsen vorüberging und ihn derart mit dem Ellbogen in die Seite stieß, daß der arme, elende Mensch gestürzt wäre, hätte nicht im letzten Augenblick ein Lazarettler zugegriffen.

Da hielt es mich nicht mehr! Ich verriet mich, indem ich ihnen von Herzen und gründlich meine Meinung sagte. Und ich merkte deutlich, wie mir Geflüster und Geraune folgte; am nächsten Tage wurde mir der Zutritt zu der nun vollendeten Baracke des Roten Kreuzes untersagt. Durch die Marquise Castellane, die Schwester des Jägers zu Pferde, der mich von der Front zurückgefahren hatte. Damit schloß sich der Ring.

Daß dieser ganze Vorgang entstellt irgendwohin berichtet worden war, ging aus den sonderbaren Fragen der Fräulein Kreutzer klar genug hervor. Es konnte nur jemand mein Eintreten für den Sachsen, meinen Protest gegen die Wärterinnen, mein Interesse überhaupt an den deutschen Verwundeten im Zusammenhang berichtet haben. Die Madame de Rose und ein angeblicher Elsässer aus Straßburg, Peter Meyer. Diesen letzteren hatte ich auffallend viel um mich herum gefunden, jedoch keinerlei Verdacht geschöpft! War die Arbeitslast doch zu enorm, um Zeit zu unnützem Nachdenken zu lassen.

Nun ging es rasch der Katastrophe zu. Ich fühlte es und konnte nichts dagegen tun als meine äußerliche Harmlosigkeit wahren und, sobald die Gefahr naherückte, meine

Kinder darauf vorbereiten, daß sie mich nicht durch Plaudern verrieten.

Donnerstag, den 26. August, morgens, sollte ich den ersten Transport an den Kanal führen. Weigern durfte ich mich nicht, konnte und wollte aber auch nicht meine Kinder allein in Paris lassen. So nahm ich lieber den Vorwurf des unverstandenen Befehls hin, der ja doch leicht mit den Sprachschwierigkeiten zu erklären war, und anstatt mit meinen Verwundeten fortzufahren, übergab ich sie dem Roten Kreuz, das für das Weitere sorgen wollte. Ich selbst ging am gleichen Nachmittage zum Hospital Villemin zurück, wo mich natürlich der gute Chefarzt mit ungeheucheltem und erklärlichem Erstaunen empfing. Aber als er sich überzeugt hatte, daß trotz alledem der Transport ruhig vor sich gegangen war, blieben mir die Vorwürfe erspart. Am gleichen Nachmittag kam ein Kriminalbeamter und fragte nach meinen Legitimationen. Das war der Anfang des Endes. Der Chefarzt forderte mir meine vorschriftsmäßig gestempelte Armbinde ab. Allerdings gab er sie mir Freitags wieder, mit dem Bemerken, es sei ein Irrtum unterlaufen. Sonntags tat ich wieder Dienst. Sonntags besuchte ich mit meinen Kindern die Verwundeten und hatte bei dieser Gelegenheit noch einmal die angenehme Pflicht, ein paar Durchgänger einzufangen, die sich seit Tagen schon in Paris herumtrieben. Montag, als ich in der Frühe meinen Besuch machen wollte, waren sämtliche Engländer nach der amerikanischen Ambulanz, Avenue Victor Hugo, überführt worden. Ich kannte die amerikanische Ambulanz und fuhr sofort hinaus. In den großen, blitzsauberen, mit allem nur erdenklichen Komfort ausgestatteten Sälen fand ich meine Tommys wieder. Es war nicht sehr leicht, Eintritt zu bekommen, doch als ich einmal drin war, da sahen die

Leiter mein Einverständnis mit den Verwundeten und traten selbst an mich heran mit dem Anerbieten, zu ihnen zu kommen. Es war eine Fata Morgana. Bei meiner Heimkehr fand ich die Vorladung zum Polizeipräsidium. Am nächsten Morgen um neun Uhr ging ich hin. Sehr rücksichtsvoll und schonend forderte man mich auf, meine Papiere vorzulegen, und nahm die Entschuldigung, daß ich den ganzen Tag dienstlich abgehalten sei, sehr höflich und entgegenkommend an. Aber unter aller Höflichkeit spürte ich deutlich: Es ist da. Ich war entlarvt.

Doch wollte ich den Kampf nicht so ohne weiteres aufgeben und tat meinen Dienst wie zuvor, aß mit meinen Kleinen zu Mittag und ... sprach in vorsichtigen Andeutungen zu ihnen von der Notwendigkeit des Schweigens. Ich ging nochmals zur Avenue Victor Hugo, und um fünf Uhr fand ich mich wiederum auf der Präfektur ein.

Schon die Art und Weise des Kommissars, das Dringliche der Einvernahme bewies mir die Berechtigung meiner Vorahnung. Zunächst berief ich mich auf Mouton, verlangte ihn zu sprechen, verweigerte die Aussage und was dergleichen kleine Schikanen mehr sind. Aber es half nichts. Ich mußte mich endlich entschließen, irgend etwas zu Protokoll zu geben, und da man ja nicht verpflichtet ist, der hohen französischen Polizei die Wahrheit zu sagen, gab ich mir den Anschein der vollständigen Verwirrung und machte meine Angaben so, daß mir immer die Ausrede des Widerrufs blieb.

Nachdem das Protokoll aufgenommen war, durfte ich mir etwas zu essen holen lassen. Der bisherige Beamte verließ mich, und herein trat ein mittelgroßer, rotblonder Mensch. Ich saß am Tisch, aß, hatte gedankenlos eine Papierserviette zusammengeballt und warf sie von mir; die raffte der Mann auf: „Sie haben hier nichts zu ver-

nichten oder fortzuwerfen", herrſchte er mich an. Es war das erſtemal in meinem Leben, daß jemand ſich erfrechte, mir gegenüber in einem derartig reſpektloſen Ton zu reden; erſtaunt drehte ich mich um und ſah ihn an.

„Ich glaube kaum, daß Sie mir hier Vorſchriften zu machen haben . . ., wenn ich mir auch dieſe Verhöre gefallen laſſen muß, glaube ich doch nicht, daß Herr Mouton erlauben wird, daß man mir in ſolcher Art und Weiſe gegenübertritt."

Er hatte mich ruhig ausreden laſſen. Nun ſtellte er ſich breitbeinig vor mich hin, die Hände in den Hoſentaſchen und höhnte:

„Was . . ., ich hab Ihnen nichts zu ſagen . . ., werden Sie man bloß nicht frech . . ., mit Spionen und ſolchem Geſindel machen wir kurzen Prozeß . . ., Monſieur Mouton hat was anderes zu tun, als ſich mit Ihnen abzugeben. Ich bin hierher beordert, um Sie zu bewachen, haben Sie mich verſtanden? . . . Sehen Sie mich nur ſo an, das hilft Ihnen doch nichts. So 'ne hochmütigen Ariſtokratenviſagen: je m'en f . .!" . . . Er ſah, daß ich mir Notizen machte, und ſchrie weiter . . . „So, aufſchreiben wollen Sie ſich wohl, was ich Ihnen geſagt habe, damit Sie's nicht vergeſſen . . . Vergeſſen Sie's nur nicht . . . und vergeſſen Sie auch meinen Namen nicht . . . Maitreſeu, heiß ich, haben Sie's . . . Maitreſeu!"

Ich war von meinem Stuhl aufgeſprungen, lehnte am Tiſch und ſah ihn an, ſehr wahrſcheinlich würde ich in der nächſten Minute etwas geſagt haben, was ich ſpäter bereute. Zum Glück kam der Kommiſſar zurück und nahm mich hinüber in ein anderes Zimmer. Ich beſchwerte mich bei ihm über das unerhörte Betragen des Beamten. „Was wollen Sie," antwortete er mir . . . „unſere Leute ſind nervös, überreizt" . . .

Er kündigte mir an, daß ich die Nacht auf der Wache zu bleiben hätte. Ach, das wußte ich ja schon ... und dann kam eine Frau herein, die mich auskleidete und alles genau untersuchte. Nur ein Letztes, Demütigendes verweigerte ich ihr rundweg, denn so behandelte man meiner Ansicht nach Dirnen, aber keine anständigen Frauen. Sie meldete dem Kommissar meine Weigerung, aber er legte ihr keinen Wert bei, ordnete an, daß mir ein Zimmer gegeben werden sollte, und dann führten sie mich fort.

Mein Flehen und mein Bitten, meinen Kindern Lebewohl sagen zu dürfen, ihnen wenigstens ein Wort schreiben zu können, war vergebens. „Warten Sie bis morgen, vielleicht klärt sich alles auf ..., vielleicht werden Sie entlassen." ... Ich mußte mich damit begnügen. In Begleitung des entsetzlichen Menschen, des Maitrefeu, ging es endlose Treppen und Gänge hinunter, eine kleine Tür öffnete sich vor mir. Ich war das erstemal in meinem Leben in einer Gefängniszelle! Noch aber hatte ich keine Ruhe, noch glaubte Maitrefeu sein Mütchen an mir kühlen zu müssen. Sie hatten mir alles abgenommen, und ich bat um mein Taschentuch. „Gibt es nicht," schnauzte mich Maitrefeu an, „putzen Sie sich Ihre Nase im Hemd" ... Und dann folgte eine Flut von unflätigen Redensarten, die ich unmöglich wiedergeben kann.

O du Volk der höchsten Kultur!

Und er spielte mir den letzten Streich! .... Meldete dem Wachthabenden, daß ich mich geweigert hätte, eine gewisse Untersuchung an mir vornehmen zu lassen .... „Sicher steckt da was hinter, sicher verbirgt die H... noch etwas ..."

Und ich mußte es mir gefallen lassen, daß die Untersuchung an mir vorgenommen wurde, bei offenem Gitter, an dem Maitrefeus höhnisches Gesicht sichtbar wurde.

Bis zuletzt hatte ich meinen Stolz bewahrt. Bis zuletzt meine Ruhe. Doch als die Tür hinter mir geschlossen war, überkam mich ein so wahnsinniges Verlangen, zu schreien, daß ich in die Hände biß, um die Schreie zu ersticken.

Noch heute trage ich die Narben an mir.

VI

Ein furchtbares Erwachen — Das Depot — Mammy — Auch das Gefangensein will gelernt werden — Der „Gardin Chef" — Die Trennung

Die Nacht hindurch schlief ich jenen Schlaf tiefster Erschöpfung, der keinen Traum, kein Erwachen kennt. Erst gegen acht Uhr schreckte ich auf und sah die vergitterten Fenster vor mir.

Es dauerte geraume Zeit, bis ich mich auf alles besann. Dann aber kam die klare Erkenntnis, und ich brach zusammen.

Wie ein wildes Tier rannte ich in dem winzigen Raum auf und ab, hin und her. Mir war, als sollte ich die Gitter fassen und rütteln, bis sie aus den Fugen sprangen, oder mit dem Kopf gegen die Tür rennen.

Meine Kinder, meine armen, lieben kleinen Dinger! Was dachten sie? Was tat man ihnen . . ., wo waren sie? . . Die Erinnerung an die mir angetane Schmach durch diesen Maitrefeu erwachte . . . Wenn er in seiner brutalen Manier auch an meinem Mädelchen seinen Haß auslassen würde . . ., ich sah mein schlankes, blondes Kind wehrlos diesem Hund preisgegeben . . ., nein, selbst der Ausdruck Hund war zu gut für ihn . . . Oh, eine Reitpeitsche haben

und ihm ein paar wohlgezielte Jagdhiebe durch das breite Geſicht ziehen...

Ich muß das Bewußtſein verloren haben, denn auf einmal fand ich mich auf dem ſchmalen Lager, der ſcharfe Geruch von engliſchem Salz lag in der Luft, und vor mir ſtand ein höherer Beamter des Präſidiums. Sehr freundlich und nett redete er mir zu... „Ich ſolle ruhig warten.., gefaßt ſein..., vielleicht kläre ſich noch alles auf..., den Kindern ſei nichts geſchehen, man ſei fort, ſie zu holen..." Und er war wenigſtens ſo barmherzig, mir das von Maitrefeu verweigerte Taſchentuch zu geben und dieſen ſelbſt zu entfernen.

Dann kam wieder das qualvolle marternde Warten! Endlich riefen ſie mich!

Denſelben Weg ging es zurück, den ich am Abend vorher gekommen war. Man öffnete eine Tür..., die ganze Welt verſchwand für mich; ich ſah nur meine Kinder, die mir entgegenriefen:

„Mammy".

Mein guter Bub hatte Tränen in den Augen und fing an zu weinen; der kleine Mann, er war doch erſt neun Jahre alt! Aber meine Anneliefe machte ihr kühles, ſtolzes, ruhiges Geſichtchen, in dem keine Miene zuckte. Still ſchmiegte ſie ſich an mich und flüſterte: „Sei ruhig, Mammy, wir haben nichts geſagt."

Man war ſo rückſichtsvoll, uns nicht zu ſtören. Der Oberbeamte ſah die inzwiſchen eingelieferten Papiere durch, fragte auch dieſes und jenes, ließ mir aber im übrigen alle Freiheit, mit den Kindern zu reden.

Inzwiſchen hatte ich mir mein Verhalten zurechtgelegt, auch das, was ich ſagen wollte, und erbat einige Aenderungen im zuerſt aufgenommenen Protokoll unter Berufung auf meine durch die Verhaftung entſtandene und

wohl zu erklärende Unzurechnungsfähigkeit; dann mußten wir alle drei zuſammen in den Raum, in dem ich die Nacht verbrachte.

„Mammy, biſt du weiß“, ſagte mein Töchterchen. . . . „So weiß wie dein Kittel!“

Zuerſt ſaßen meine beiden wie verſchüchterte kleine Vögelchen neben mir auf der Pritſche, doch bald fingen ſie an, den erſten Schrecken zu überwinden, ſcherzten mit den Beamten, ließen ſich Milch und Brot gut ſchmecken und kamen zu der Ueberzeugung: im Kriege muß man ſich manches gefallen laſſen.

Als ſie ruhiger geworden waren, ſprach ich zu ihnen, wie man zu Kameraden ſpricht, und, ſo jung ſie waren, verſtanden ſie mich doch. Langſam und vorſichtig bereitete ich ſie auf alle Möglichkeiten vor.

Wohl hatte der Polizeirat geſagt, es würde eine einfache Ausweiſung werden, aber . . . ich hatte ein viel zu ſchlechtes Gewiſſen, um an dieſen ſchönen Zukunftstraum zu glauben. Da war dieſe Marquiſe Caſtellane, da war der Peter Meyer, da war die geheime Sorge: Hat man meine beiden Schützlinge erwiſcht? Iſt dieſer tolle Streich entdeckt? Und ich legte langſam den Gedanken in die Seele der Kinder, daß ſie vielleicht nach England zurück müßten, ohne mich. Natürlich war es ihnen zuerſt nicht recht, doch allmählich vertrauten ſie ſich mit dem Gedanken und wurden wieder luſtig und froh. Sie ſahen ja nicht die bebende Sorge, die ich mit Lachen und Scherzen zudeckte, ſie ſahen nicht die Tränen, die mir das Herz ſchwellten, ſie ſahen mich nur lachen. . . . Was iſt eine Mutter nicht imſtande, um die Ruhe ihrer Kinder zu bewahren?

Es wurde Abend, ehe man uns in das eigentliche Polizeigefängnis hinüberführte. Man hatte zugeſagt, daß die Kinder bei mir bleiben dürften, und doch riß man uns

auseinander. Ich wartete und wartete, glaubte an eine bloße Formalität, meinte, jeden Augenblick müßten sie wieder hereinkommen . . . vergeblich!

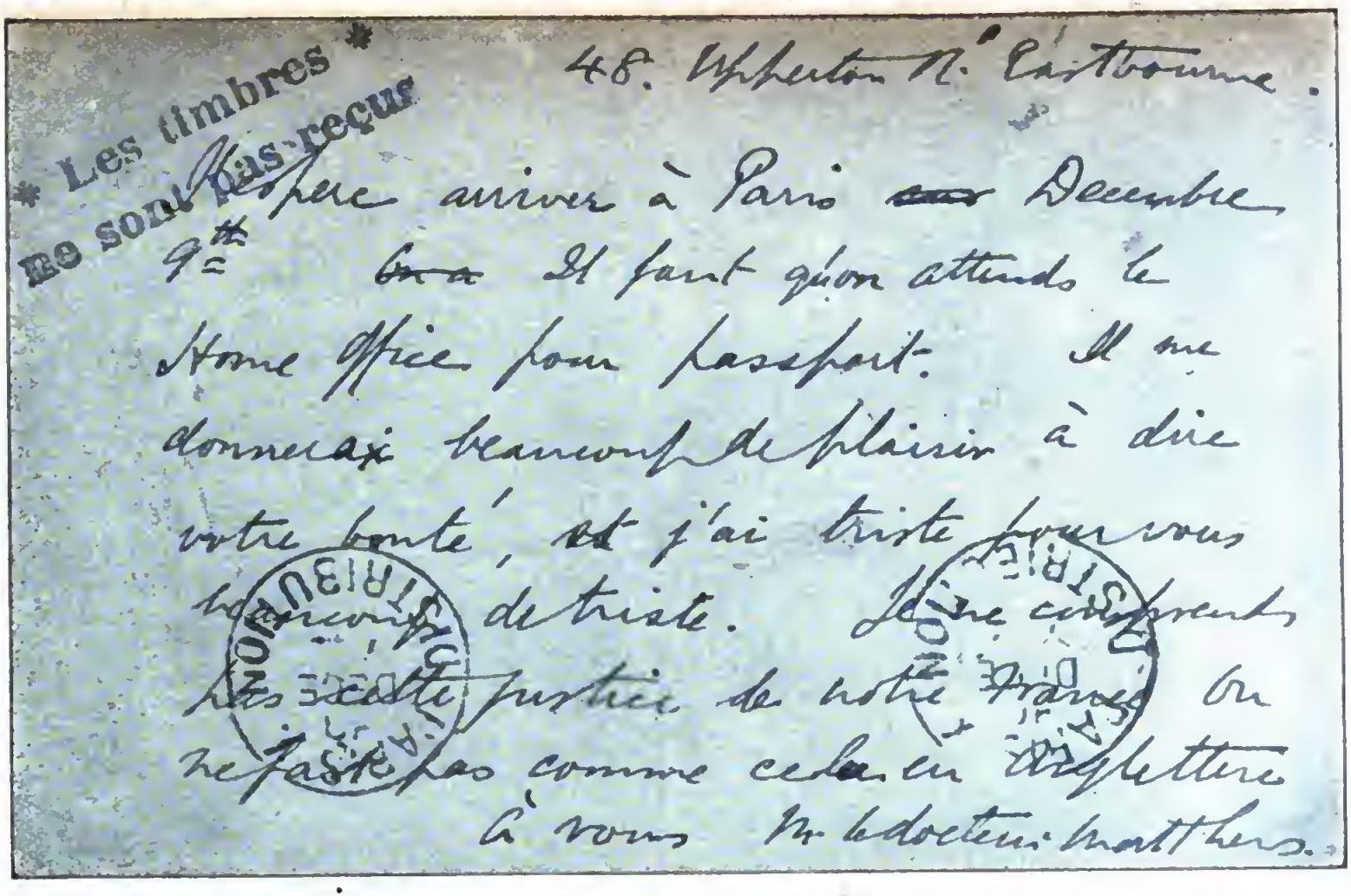
Da, in meiner einsamen Zelle, fand ich zum erstenmal Tränen. Tränen der Not um das Schicksal der Kinder . . . Tränen der Wut, des ohnmächtigen Zorns über die unerhörte Gefühlslosigkeit, eine Mutter in solcher Stunde von ihren Kindern zu trennen. Sie, die ich so sorgsam gehütet, mit so unendlicher Liebe über böse Erinnerungen fortgeführt hatte, zu ruhigem „Sichbefreitfühlen". Wem mochten sie nun ausgesetzt sein?

Daß doch jede Träne, die in jener Nacht geflossen ist, in das Herz einer französischen Mutter fallen möchte wie ein Tropfen glühender Lava, daß sie in gleichen Schmerzen erkennt: „Wir sind ein Volk der Schmach und Schande, dem besser keine Kinder geboren würden!" Ich glaubte, Schlimmeres könnte es gar nicht geben! Das kam daher, daß ich noch nicht recht in die tiefe Weisheit des Wortes Voltaires gedrungen war:

Es gibt, im Grunde genommen, kein grausameres Volk als das französische.

Der nächste Tag verging, ich saß eingeschlossen, ohne Nachricht von den Kindern, bis zum Spätnachmittag; da kam eine Frau, die um Geld bat, damit sie sich Schokolade kaufen könnten. So alt und häßlich das Weib war, mir erschien sie wie ein Engel, wollte sie meinen Lieblingen doch Gutes tun. Sie nahm auch einen Zettel mit für die Kinder, auf dem ich sie zur Ruhe mahnte. Am nächsten Tage wurde ich mit einem Haufen frecher Straßendirnen zum Feststellungsbüro hinaufgebracht. Fingerabdruck, Photographie, Fragen über Fragen! Es war qualvoll. Die Weiber scherzten zwang- und schamlos mit den Gendarmen und Beamten, der ganze Raum war erfüllt von lieder-

„Zuchthäuslerin Nr. 5553“



Ein englicher Freundschaftsbeweis

(Ueberſetzung im Text)

lichen Worten und gemeinem Gelächter, so daß ich zufrieden war, wieder in meiner Zelle zu sein — weit ab von solchem Gesindel.

Am Nachmittag endlich sah ich meine Kinder. Ich kam gerade zurecht, sie vor der zweifelhaft sauberen Impfpincette eines jungen Studenten zu retten. Wohl waren sie unruhig, unzufrieden über die ungewohnte Umgebung, den Mangel an dem Luxus, der sie so wohltuend umgeben hatte. Doch eine lustige Geschichte genügte: schnell flatterte das Lachen wieder hoch, und getröstet gingen sie zurück: „Morgen kommen wir wieder, Mammy!"

Als sie gegangen waren, sah ich mir ein wenig meine Leidensgefährten an, denn das waren wir doch alle. In dem kleinen Hof der Präfektur drängten sich die zwanzig Frauen und fünf Kinder zusammen. Es waren alle Typen da. Eine brave Bäckersfrau, als „Ausländerin" aufgegriffen, wartete hier schon seit Wochen, bis ihr Mann die für die Nichtanmeldung erwischte mehrmonatliche Gefängnishaft abgebüßt hatte. Auch sie hatte man von ihrem neunjährigen Töchterchen getrennt. Sie sagte mir gleich, daß wohl Tage vergehen würden, ehe ich die Meinen wiedersähe. Aber ich wollte es nicht glauben. Ueberhaupt sprach man von so allerhand Dingen, an denen ich zuerst zweifelte, und die ich nachher doch glauben mußte. Was von Achtung, von Sympathie für Frankreich in mir gewesen war, das ist in jenen Tagen unter Nadelstichen verblutet. Jede neuankommende „Etrangère" (Ausländerin) brachte neue Beweise des völligen Entgleisens alles dessen, was sich Humanität nennt. Vor unseren Augen wurde eine Frau eingeliefert, die zwei Stunden vorher entbunden hatte. Sie lag auf der Gitterbank des Hofes mit ihrem Kinde, ohne Hilfe; unsere Proteste halfen nichts, die Schwestern, die in diesen Gefängnissen Aufseherinnen vertreten,

hatten kein Auge für die Not der jungen Mutter, kein Ohr für unſer Flehen. Das Kind ſtarb, die Mutter verblutete.

* * *

Es wurde Morgen, es wurde Uebermorgen, meine Kleinen kamen nicht. Da ſchrieb ich einen Brief an den Direktor des Depots und fragte in allerdings ziemlich geharniſchten Worten an: Ob es ſich mit der Ziviliſation vereinbare, Mütter von ihren Kindern zu trennen, und ſowohl die einen wie die anderen unnütze Entbehrungen leiden zu laſſen.

Der Erfolg war ein gänzlich unerwarteter.

Der Oberaufſeher ließ mich rufen und fragte zuerſt ziemlich ruhig:

„Sie haben an den Direktor geſchrieben?“

„Ja, ich will meine Kinder ſehen.“

Da ſchrie, nein, brüllte er los, ſo daß die Schweſtern zuſammenfuhren und alle Schieber ſich öffneten, horchenden Geſichtern Raum zu geben:

„Sie haben hier nichts zu wollen. . . Sie haben zu tun, was ich ſage . . . nicht der Direktor, ſondern ich habe zu befehlen. . . Ihre Kinder werden Sie zweimal in der Woche ſehen . . . aber wenn Sie aufmucken, verweigere ich Ihnen auch das. . . . So eine Frechheit . . . ſo was will noch den Mund auftun. . . Sie wechſeln ſofort die Zelle . . . ein Hundeloch iſt gut genug für Sie . . . ſcheren Sie ſich fort!“

Wie betäubt ging ich zurück. Aus der immerhin noch freundlichen Zelle, deren Fenſter zum Garten der Schweſtern hinausging, kam ich in einen finſteren, kaum dem Tageslicht zugängigen Raum. Aber das war mir in dieſem Augenblick gänzlich gleichgültig, denn es überwog

die Empörung über dieſes würdige Gegenſtück des Maitre-feu. Warum hatte er gewagt, mich ſo zu behandeln — warum? Weil ich der nur zu begreiflichen Sehnſucht, dem Bangen nach meinen Kindern Ausdruck gegeben hatte!... Und ich mußte mich fügen, mußte ſchweigen, um ihretwillen. Aber das wenigſtens hatte ich erlangt, ſie ſehen zu dürfen. Was galt mir da die finſtere Zelle; nicht ſie war es, die mich kränkte, nein, ſondern daß man mit gebundenen Händen derartigen Gemeinheiten ausgeſetzt war.

Auch das Gefangenſein will gelernt werden!

Nachmittags hörte ich vier kleine Füßlein über die Steinflieſen des weiten Mittelganges trippeln und wußte, nun ſind ſie da.

Ich hatte Weißbrot für ſie gekauft, ein Stückchen roſigen Schinken, Schokolade, und was man ſo in der nur dürftig beſtellten Kantine erhalten konnte. Das raffte ich in freudiger Erregung zuſammen und eilte hinter der öffnenden Schweſter her dem Hof zu. Freudig ſprang mir mein Junge entgegen, ſeinen kleinen Körper feſt in meine Arme drängend, doch zögernd ſtand mein blondes Mädchen und wehrte ab:

„Küß mich nicht, rühr mich nicht an!“ ſagte ſie, und ein Schluchzen ſtieg ihr in der Kehle hoch — „ich hab — Läuſe!“

Ich nahm ſie auf den Schoß, das arme, kleine Dingelchen, das nie Schmutz und Ungeziefer kennengelernt hatte. „Seid ſtill, ſeid gut — ſobald ich weiß, was man mit mir tun wird — ſchreibe ich Aunty, daß ſie euch holt.“ Da lachten ſie wieder fröhlich und erzählten von den kleinen Gefährten, mit denen ſie zuſammen waren. „Und weißt du, Mammy — deinen Zettel, den du uns am erſten Tage ſchriebſt — den ſuchen ſie überall — aber den hat mir die Anneliese in meinen Schlips hineingetan“, freute ſich mein

Junge. . . So brach die Sonne wieder durch, und hoffend auf das nächste Wiederſehen, auf die Heimfahrt nach Montague, kehrten ſie in ihren Pavillon zurück.

Es gab ſobald kein Wiederſehen. Dieſe Bande, dieſe elenden Heuchler! Man wußte genau, es war das letztemal, daß meine Kleinen ſorglos mit mir zuſammen ſein konnten. Und doch ſagten ſie nichts — gar nichts — ſie ließen uns in dem Glauben des baldigen Wiederſehens. Ich wurde zum Unterſuchungsrichter geführt, der nach einigen Fragen erklärte: „Sie ſind der Spionage verdächtig und angeklagt!“

„Ich? — Das iſt unmöglich!“

„Ja, Sie — warum haben Sie ſich um Dinge gekümmert, die Sie nichts angehen?“

Was wußte ich von der neuen Nationalkrankheit: Spionitis chronica?

VII

St. Lazare — Wir armen Mütter — Hungerlehrling — Ein moraliſcher Coctail — Das Gift — Die Anklage

Gut, ſagte ich mir, klagt mich an, beweiſt es mir. Mein Stolz wachte auf, ich wußte mich frei von jeglichem, wenn auch noch ſo leichtem Verſuch der Spionage. Und hatte ich nicht treu und aufopfernd Soldaten und Flüchtlinge gepflegt und verſorgt? Was in mir war von Beben, von Zittern, es verſchwand. Nein, dieſe Menſchen, für die nichts Heiliges auf Erden mehr exiſtierte, die ihren Haß, ihre Wut an wehrloſen Frauen ausließen, die ſollten mich nicht ſchwach ſehen!

Dann war ich im Frauengefängnis St. Lazare. Unſere Spionageabteilung beſtand aus einer Reihe nebenein-

andergesetzter, hühnerkäfigartiger Löcher, in denen just für die Pritsche mit dem schmutzigen Strohsack und den ebenso schmutzigen Decken und einem Dreischemel mit Wasserbecken Raum war.

Die Decke konnte mit ausgestrecktem Arm leicht erreicht werden. Gegen die mit schweren Eisenstangen bewehrten Fenster des Ganges, von denen uns noch eine etwa zwei Meter breite Entfernung trennte, war der Käfig mit zwei Gittern verschlossen, einem starken Holzgitter und einem Netz aus Eisendraht. In diesem Loch mußte man bewegungslos verharren, denn die fünf Schritte auf und ab zu machen, war man bald überdrüssig. Und herausgelassen wurde man nicht. Nur einmal des Tages zu — na ja, den Rest kann man sich denken, für welchen Zweck einem genau fünf Minuten zur Verfügung gegeben wurden. An Spazierengehen in einem der zahlreichen Höfe dieses Riesengefängnisses war nicht zu denken, denn: da die übrigen „Klienten" meist aus dem Auswurf der Menschheit bestanden, fürchtete man, diese angenehmen Damen könnten über uns herfallen. Und außerdem — wozu Rücksicht nehmen auf die sales boches.

Als Nahrung gab es morgens die Tagesration von bläulich-schwarzem, feuchtschwerem Brot, das ausgezeichnet zu Bildhauer- oder artilleristischen Zwecken verwendet werden konnte, in den Zähnen hängen blieb und den Magen zu den krampfhaftesten Anstrengungen verleitete, es wieder los zu werden. Im übrigen war die Kost genau wie im Depot, das heißt: um neun Uhr früh eine Schüssel warmen Wassers, in der einige kleine Gemüsestückchen Schwimmübungen veranstalteten — und nachmittags um vier Uhr ein paar Löffel Kartoffelbrei, Erbsbrei oder so etwas. Es war zu wenig zum Leben und zuviel zum Sterben. Wer Geld hatte, konnte sich Zusatznah-

rungsmittel aus der Kantine holen laſſen oder vom Reſtaurant beziehen. Das erſtere war ſchlecht, das letztere ſchon mehr Räuberei. Mit den Käfignachbarinnen konnte man ſich unterhalten, allerdings nur im Flüſterton, denn ſowie die Stimmen etwas lauter wurden, kam die ſchreckliche Belgierin „Marie“, die ihrem Geliebten mit dem Meſſer hatte zärtlich kommen wollen und nun für einige Zeit Staatskoſt und Logis genoß, vermöge dieſes Beweiſes ſchlagfertiger Brutalität jedoch als geeignet befunden worden war, die „Oberaufſicht“ über uns zu führen. „Wollen Sie ſchweigen — ich zeige Sie an, dann kommen Sie ins Cachot!“

Und dazu mußten wir ſchweigen.

Wir waren eine höchſt gemiſchte Geſellſchaft. Links von mir eine Elſäſſerin, Frau Klein — ſprich „Kläng“, gleich ihrem Mann, einem Müller, der Spionage verdächtigt, auch ſie von ihren Kindern getrennt, zwei- und dreijährigen Babys. Rechts neben mir eine Luxemburgerin. Ein ganz fideles Huhn von 45 Jahren, die uns ihre Liebesabenteuer ſtets behaglich und ſo offen wie nur möglich zu erzählen pflegte, ob wir wollten oder nicht. Es war ſehr unterhaltend und lehrreich und paßte durchaus in das Milieu hinein, in dem wir uns befanden. Weiter rechts kam die Frau eines öſterreichiſchen, gelähmten Offiziers, den man trotz ſeines bedauernswerten und hilfloſen Zuſtandes in die „Cherch-Midi“ eingeliefert hatte — die Arme! Tag und Nacht hörte man ihre fünfzehnjährige Tochter, die natürlich von der Mutter getrennt und in der gegenüberliegenden Käfigreihe untergebracht war, in tiefen Bruſttönen huſten, und ſie durfte doch nicht zu ihr gehen, durfte nicht nach ihrem kranken Kinde ſehen, wußte doch, es lag in Fieber und Not.

Kann es Strafen auf Erden geben für das unerhörte

Elend und die Qual, in das dieſes Volk uns arme Mütter brachte?

Neben der Öſterreicherin „ſaß" die Schweſter eines deutſchen Generals. Sie war mit einem Franzoſen verheiratet, doch die Tatſache, daß ihr Bruder deutſcher General geweſen war, genügte, ſie zur Anzeige zu bringen. Daneben hatte man taktvollerweiſe ein italieniſches Modell deutſcher Abkunft einquartiert, das gleichzeitig außer einigen diskreten Beziehungen mehr oder weniger legitim mit einem Apachen und einem Bildhauer verlobt war. Ehrbare Frauen neben Kokotten, unſchuldige Mädels neben grundverdorbenen Dirnen. Mit einem ganz perverſen Raffinement ſtellten die „Soeurs de Pénitence", unſere Aufſeherinnen, in all ihrer Heiligkeit dieſe pikanten moraliſchen Coctails her. Und wünſchten uns mit hämiſchem Lächeln ein ganz beſonderes „Wohl bekomm's!"

Nach einigen Tagen, als ich von der ungenügenden Koſt bereits ſo elend und matt geworden war, daß ich kaum von meinem Strohſack aufſtehen konnte, holte man mich plötzlich zum Juſtizpalaſt zurück, wo ich meinem eigentlichen Unterſuchungsrichter vorgeführt wurde. Er erwies ſich als ein durchaus vornehmer, einſichtsvoller Menſch, der meine Not verſtand und erbarmend anordnete, daß ich am gleichen Tage zum Depot zurücktransportiert wurde, um meinen Kindern wieder nahe zu ſein. Doch als ich nach der Fahrt in dem fürchterlichen „Panier de Salade" alias „Zeiſerlwagen" dort ankam, wurde mir die niederſchmetternde Nachricht zuteil, daß meine Kinder fortgeſchafft ſeien. Man wollte mir nicht ſagen, wohin. Es vergingen Tage, bis ich endlich ſchreiben konnte, bis ich ein Lebenszeichen von ihnen bekam, und daß bei der „innigen, herzlichen Liebe", die mir der Oberaufſeher vom erſten Tage an in ſo „rührender Weiſe" entgegengebracht hatte,

alles mögliche geschah, mich zu schikanieren oder mir mein Elend zu erschweren, das versteht sich wohl von selbst.

Und wie quälte mich der Hunger. Wie marterte mich die Hoffnungsfreudigkeit der anderen, die, frei vom Verdacht der Spionage, ihrem Transport zum Sammellager entgegensahen. Ich stand zwischen ihnen wie ein fremder Vogel. Denn natürlich hatten es die Schwestern auf „höheren" Befehl verbreitet, daß die Anklage wegen Spionage gegen mich weiter ging — daß ich schwerlich frei kommen würde, daß mein Aufenthalt eine sogenannte Gnadenfrist war und was dergleichen liebevolle Äußerungen mehr sind.

Es gibt ja auch unter Unglücksgefährten immer noch edle Seelen, die gern anderen wehe tun, und die mir nun mit großem Eifer all diese Dinge zutrugen. Doch es brachte mich nicht aus der Ruhe.

Mouton wollte nicht zugeben, daß er selbst mir die Erlaubnis erteilt hatte, in Paris zu bleiben, leugnete, daß er von meinem Namenswechsel wußte, und das gab natürlich der ganzen Sache von vornherein einen mysteriösen Anschein.

Nun, ich kannte meinen Fall genau und wußte, wem ich entgegenging. Die Untersuchung wandelte ihre Wege.

Die Damen Kreutzer hatten in der unerhörtesten Weise gelogen: Ich sei ihnen gleich verdächtig vorgekommen, hätte in der Nachbarschaft herumspioniert, besonders in dem der Pension rückwärts angegliederten, mit dem Ausgang nach der Rue St. Jaques gelegenen Asyl für Frauen . . . ich hätte mich dort ganz genau nach allem erkundigt . . . Madame du Chatelet, die junge Frau eines in Marokko stehenden Offiziers, an die ich mich sehr angeschlossen hatte, die immer mit mir zusammengewesen war, die gleich mir und durch mich Dienst an der Nordbahn

annahm, ſagte in der gleichen Weiſe aus. Und doch hatte ſie meine Arbeit geſehen, Geld und alle möglichen Vergünſtigungen angenommen. . . .

Fräulein Kreutzer rief mich vier Tage vor meiner Verhaftung zu einem kranken Kinde einer armen Geſchäftsfrau. Ich ſtellte Herzbeutelentzündung feſt, und da der Kleine dem Tode nahe und kein franzöſiſcher Arzt aufzutreiben war, ſprang ich ſelbſt zur gegenüberliegenden Apotheke, um mir Digitalis geben zu laſſen. Es wurde verweigert. Worauf ich das Kind in eine Decke ſchlug und eiligſt zum Hoſpital Cochin brachte, wo man es, trotzdem es noch nicht ſechzehn Jahre war, um der Gefahr willen nahm. Der Kleine wurde gerettet. Dieſe Einzelheiten alle verſchweigend, gaben die Mutter des Kindes und der Apotheker zu Protokoll: „Ich hätte mir Gift verſchaffen wollen, um die Soldaten zu vergiften!!!“

Zum Glück gaben hier der Vater des Kindes ſowie die Kollegen von Cochin der Wahrheit die Ehre, und dieſer ungeheuerliche Verdacht wurde haltlos.

Dann hieß es: „Ich hätte die engliſchen Soldaten betrunken gemacht, um militäriſche Geheimniſſe herauszulocken.“

Ja, Notizen hatte ich gemacht. Das heißt, ſoviel Namen der Soldaten geſammelt, wie nur möglich, um ſpäter einen Beweis der unerhörten Lodderei der franzöſiſchen Heeresleitung gegenüber den engliſchen Soldaten, ihren Verbündeten und ſchon „Gehaßten“ zu haben.

Und nun hatte der Mann vom Blauen Kreuz angegeben, es ſeien drei Flaſchen Kognak, damit hätte ich die Engländer betrunken gemacht.

Nein, weiß Gott, ich konnte mit ruhigem Gewiſſen beſchwören, das nicht getan zu haben. Wozu auch. Dieſe Fürſorge hatten ja die Franzoſen ſelber übernommen, die

den Engländern den Fusel solange einpumpten, bis sie sich sternhagelvoll in irgend einer Straßenrinne herumsielten. „Wo sind die drei Flaschen Kognak geblieben?"

„Das weiß ich nicht."

Das heißt, von zweien wußte ich es nicht, glaubte mich aber durchaus berechtigt, zu verschweigen, daß die dritte eine wärmende, geistvolle Begleiterin meiner beiden „vlämischen Flüchtlinge" geworden war.

Alles, was man sagt, soll wahr sein, aber nicht alles, was wahr ist, soll man sagen.

Was immer sie mir auch vorwarfen, sie mußten bald das Haltlose ihrer Anschuldigungen erkennen; nicht eine einzige war zu beweisen. Ja, wenn nicht die bösen Vertrauensbeweise vorgelegen hätten! Aber da war zunächst mein Laissez passer . . . dann meine Ordre für den Transport der verwundeten Engländer, dann ein dritter für die Überführung eines Engländers zum Militärspital. Sie waren da, schwarz auf weiß, gesiegelt und authentisch nicht anzuzweifeln, denn das hatten meine Feinde doch nicht gewagt, die Echtheit dieser Papiere zu leugnen, und sowohl die Aussage des Kommandanten als auch des Chefarztes bewiesen meine treue Pflichterfüllung.

Ich blieb dabei, der Abstammung nach Englisch-Russin zu sein, und da man auf dem bewußten, nun konfiszierten Roman des „Matin" den Namen Zablonska gefunden hatte, nahm man an, das sei mein Mädchenname, und es wurde ihnen schwer, mir das Gegenteil zu beweisen.

Als ihre Kreuz- und Querfragen nichts halfen, nahmen sie die Kinder vor. Meinem Buben leuchtete die Angst so aus den Augen, daß sie bald von ihm abließen und sich der Kleinen zuwandten.

„Schauen Sie, Fräulein", sagte ihr der Leutnant Frommageol, mein Untersuchungsrichter, „im Interesse

Ihrer Mutter bitte ich Sie, mir zu ſagen, was Sie wiſſen?“ Und meine kleine zehnjährige Anneliese hob ihr weiches Geſichtchen zu ihm auf und ſagte mit ihrem feinen hellen Stimmchen:

„Ich weiß ja nicht, ſind Sie Mamas Freund oder Feind?“ und ihre Augen funkelten ihn kampfbereit an.

„Ihr Freund.“

„Na, dann ſchreiben Sie mir auf, was Sie wiſſen wollen, ich werde Mama fragen, ob ich antworten darf.“

Und er mußte zugeben, daß ihm die kleine Dame über war.

VIII

Geſchmuggelte Briefe — Eine Spazierfahrt — Mother — Zurück nach St. Lazare — Die Diakoniſſinnen und der Zoo — Erwiſcht — Wir pfeifen was drauf

Der Aufenthalt auf dem Depot, den ich nur Frommageols Güte zu verdanken hatte, da eine derartige Ausnahme nur in den ſeltenſten Fällen bewilligt wurde, brachte mir mancherlei Vorteile. Ich hatte während meines Dienſtes auf der Nordbahn eine ganze Anzahl von Gendarmen zur Verfügung gehabt. Dieſe ſelben Männer nun traf ich in dem „Zimmer der Angeklagten“ wieder. Zuerſt war das Zuſammentreffen etwas peinlich, aber dann zog man das beſte Teil davon heraus, und ich habe manche Stunde mit den braven Leuten, die noch vom Dienſt her etwas Reſpekt in ſich hatten, verplaudert. Wir Gefangenen durften ja natürlich keine Zeitungen in die Hände bekommen, aber meine braven Agents de paix verſorgten mich immer treu mit Zeitungen und erzählten mir auch ſonſt allerlei, was in der Welt draußen paſſierte.

Einer von ihnen, er ist bald darauf gefallen, hat mir den großen Dienst erwiesen, einen Brief, den ich nicht durch die Zensur gehen lassen wollte, durchzuschmuggeln. Es war das der Brief, in dem ich meine Freunde von dem wahren Sachverhalt unterrichtete, denn was ich ihnen offiziell hatte mitteilen können, war ja so blutwenig.

Montag, den 12. Oktober, erhielt ich die Erlaubnis, in die Rue des Feuillantines zu fahren, um mir die seit langem flehentlich erbetenen warmen Kleider für mich und die Kinder zu holen. War ich doch noch von Kopf bis zu Fuß in die leichte, dünne weiße Tracht gehüllt, die ich während meines Dienstes zu tragen pflegte, und hatte besonders in den letzten Tagen schon jämmerlich gefroren. So sehr, daß eine der Mitgefangenen mir ihren Mantel zur Verfügung stellen mußte, weil ich sonst nicht imstande gewesen wäre, die kurze Erholungspause zu benutzen. Die Damen Kreutzer bemühten sich redlich, die Freude an dieser immerhin doch angenehmen Abwechselung möglichst zu verkümmern und häuften in Gegenwart der begleitenden Beamten Schmähung auf Schmähung, Hohn auf Hohn auf mich; so daß ich herzlich froh war, wieder aus dem Hause heraus sein zu können.

Im Depot wartete meiner eine neue Überraschung. Ich wurde sofort nach meiner Rückkehr zum Untersuchungsrichter geholt und fand im Vorzimmer meine Kinder!

Wie waren wir glücklich und dankbar. Alles Leid schien vergessen. Wir konnten sogar lachen über die Kleidung der „Enfants trouvés“ (Findelkinder), in der die beiden steckten. Sie war nett und sauber, diese Tracht, aber Herr Gott, wie geschmacklos. Die blonden Haare meiner Kleinen hatten sie zu festen Zöpfchen zusammengeflochten, und meines Jungen dunkelblonden Schopf ratzekahl abgeschoren. Das war ein Erzählen, ein Fragen! Bald wußte ich ganz ge-

nau, wo sie steckten und wie ihre Tage verflossen waren. Man hatte sie nicht schlecht behandelt, aber das Milieu! Ich konnte mir mein kleines Elfenkind so recht denken zwischen den plumpen, schwarzhaarigen Frankensprößlingen. Der Fasan im Hühnerhof! Als wir noch mitten im Erzählen waren, öffnete der Untersuchungsrichter die Tür seines Zimmers, und vor mir standen ... meine Freunde aus England. Sie waren von England herübergekommen, um für mich einzutreten. Diese beiden, die stets so still und schlicht auf ihrem Landwinkel gesessen hatten, für die der Ärmelkanal ein großes, weites Meer und die Reise nach Paris ein ganzes Lebensunternehmen war, sie wußten mich, die ihnen lieb war wie ein eigenes Kind, in Not, ließen alles hinter sich und gingen in das Land, dessen Sprache sie nicht kannten.

Sie wollten für mich eintreten, und man hatte bereits ihre Aussage zu Protokoll genommen. Auch brachten sie die Papiere mit, an denen mir soviel gelegen war. Aber, gewarnt durch den heimlich beförderten Brief, hatten meine Freunde alles fortgelassen, was irgendwie Aufklärung über meine Abstammung geben konnte.

Dieser Beweis der Treue und des „Anmichglaubens" verfehlte seinen Eindruck nicht; man kommt nicht über das Meer für jemand, den man schuldig glaubt.

Die Richter sahen, mit wie überströmender Zärtlichkeit meine Freunde mich begrüßten. Sie hörten, daß ich sie Vater und Mutter nannte, sie sahen die jubelnde Freude der Kinder, die nun auf einmal alles abwarfen in dem Gedanken, in Freiheit und Wohlleben zurückzukommen, die schon vor ihren Augen die weiten Wiesenflächen Montagues sahen und die Berge, die immer im bläulichen Schimmer lagen. Leutnant Frommageol hatte bereits alles vorbereitet, was an Schriftstücken notwendig war,

damit die Kinder unverzüglich mitgenommen werden konnten; während die Kleinen noch einmal das Heim aufsuchten, um ihre eigenen Kleidungsstücke zu holen, ließ man mich mit meinen lieben Pflegeeltern allein.

Als ich gehen mußte, war ich ruhig und zufrieden. Die Hoffnung glomm in mir auf: Vielleicht kommst du doch frei, vielleicht wird noch alles gut. Man sprach auch nicht mehr über die beiden verschwundenen Flüchtlinge, es schien, als ob man diesem Intermezzo keinen Wert beilegte, und gerade das war es doch gewesen, was mich eine Verurteilung fürchten ließ. Alles andere, ich wußte es, war zu entkräften.

Nun wußte ich aber auch, warum ich am Morgen so plötzlich die Erlaubnis bekommen hatte, mir meine Sachen zu holen. Man wollte sich natürlich den Engländern gegenüber keine Blöße geben, die sollten mich nicht noch im Oktober in dünner, weißer Hochsommertracht sehen.

Freudig erregt kam ich zu meinen Leidensgenossen zurück. Am nächsten Morgen durfte ich noch Abschied nehmen von den geliebten Menschen. Dann allerdings hieß es in den sauren Apfel beißen und nach St. Lazare zurück.

„Es ist nur für acht bis zehn Tage," tröstete mich der Untersuchungsrichter, „seien Sie ruhig, Ihre Sache sieht gut aus".

Eine Stunde noch durften wir alle zusammen sein, dann kam der Abschied.

Ein letztes Winken der kleinen Hände, ein letzter zärtlicher Blick der braunen und blauen Augen, dann liefen die Kinder davon. . . Eilig, kaum zu halten in ihrer seligen Freude, hinauszukommen aus dem, was ihnen Elend schien.

Ich sollte sie nicht wiedersehen . . . es war ein Abschied für Jahre.

Zum zweitenmal wurde ich in St. Lazare eingeliefert, wo großes Erstaunen meine Ankunft begrüßte. Beim Eintritt in den greulichen Korridor, den ich noch sehr lebhaft in der Erinnerung hatte, tönte mir Gesang entgegen, mehrstimmiger Kirchengesang.

Fragend sah ich die Schwester an, die mich begleitete. . . Sie verzog den Mund:

„Das sind die Diakonissinnen!“

„Diakonissinnen?“

„Ja, sie haben unsere Soldaten mißhandelt, die Leichen ausgeplündert, es sind die schwersten Verbrecherinnen, die wir überhaupt hier haben.“

Kaum hatte ich mich häuslich niedergelassen, als die Oberin erschien. Sie hatte es nicht recht glauben wollen, daß ich wieder da war. Das heißt, sie tat nur so, denn nachher habe ich erfahren, daß das ganze eine Falle war, in die ich prompt hineintappte.

„Ja“, meinte die Oberin und verdrehte die Augen. „Reden Sie um Gotteswillen mit denen da nicht, was die unsern Soldaten alles getan haben!!“ und sie warnte mich recht eindringlich.

Mein Anwalt, der mir an dem Tage seinen ersten Besuch machte, tat desgleichen; aber wohl aus wirklichem Interesse. Er hatte die Glocken läuten hören, aber er durfte mir nicht sagen, wo sie hingen! Im übrigen war er sehr zuversichtlich, der Maitre Henri Robin, und glaubte bestimmt, daß die Sache gut für mich ausgehen würde.

Die Diakonissinnen aber sangen ihre Lieder, sie unterhielten sich und ich hörte alles Wort für Wort. Natürlich glaubte ich nichts von dem, was man mir über sie gesagt hatte. Kannte ich doch unsere Schwestern viel zu gut. Und als ich nun vernehmen mußte, was man mit ihnen getan hatte, wie sie die gleichen Dinge über sich ergehen lassen

mußten, gegen die ich mich auf der Präfektur ſo ſehr geſträubt hatte, da war es mir doch nicht mehr möglich, meine Zurückhaltung zu bewahren. Ich hörte, wie ſie über Hunger klagten, ſo ſchickte ich ihnen von dem, was ich mir zu eſſen kaufen konnte, und wir wurden langſam bekannt. Ich fühlte immer mehr, daß hinter dieſer erlaubten Intimität mit den Diakoniſſinnen ein ganz beſtimmter Plan ſteckte. Und hatte auch ſehr bald heraus, daß eine gewiſſe Ella St. nicht nur die Horcherin und Angeberin bei den Nonnen machte, ſondern auch alles, was wir ſagten und taten, dem Unterſuchungsrichter Capitaine Marclau vom I. Kriegsgericht hinterbrachte. Sie war der „Spion" unſerer Abteilung. Es iſt ſcheußlich, demütigend! Männer untereinander erleichtern ſich ihr Los, Frauen in der ſtets wachen Sucht nach Intrigen erſchweren es ſich. Das iſt der klarſte Beweis, wie niedrig wir noch ſtehen in unſerer ganzen femininen, hirnlich-kleinen Beſchränktheit. Wo wir Großes erleben, zertrümmern wir es durch Steinwürfe. Meine Großmutter, eine weiſe, zarte Frau, würde mit ihrem loſen Schelmenblick, den ſie bis in ihr höchſtes Alter bewahrt hatte, ſagen: „O blinde Welt, was haſpelſt du im Duſtern!"

Und wie zeigte ſich die Niedrigkeit des Femininen in dem weibiſchen Charakter der Franzoſen!

Wohl hatten mir die armen Schweſtern erzählt, wie immer und immer wieder fremde Menſchen, Weltdamen, Offiziere in Uniform an ihren Käfigen vorbeigezogen wären, ſie angeſtarrt, verhöhnt hätten, ſie, die wehrlos und matt und frierend in ihren dünnen blauen Kattunkleidchen und der weißen Tüllhaube auf dem ſchlichtgeſcheitelten Haar ſtill hinter ihrem Gitter geſeſſen hatten; lag noch eine von ihnen auf dem Bett, um ſich in jammervoller Schau von dieſer ſchamloſen Neugierde zu verbergen, dann rief

die begleitende Nonne: „Hoppla — he, levez-vous!“ (Aufstehen!) Wie man wohl einen Hund oder einen Sklaven anruft.

Und die armen, blassen Diakonissinnen mußten aufstehen und sich anstaunen, mußten sich die so bezeichnenden Gesten der grimmassenfähigen Besucher vormachen lassen!

Gewiß, ich zweifelte nicht einen Augenblick an der Wahrheitsliebe der Schwestern, vermutete aber dennoch, daß sie vielleicht in ihrem Kummer Dinge auf sich bezogen hatten oder in begreiflicher Empfindlichkeit mißverstanden, die harmloser Natur gewesen waren, da ja doch keine von ihnen der französischen Sprache mächtig war.

Denn wenn auch mein früher so fester Glaube an die Vornehmheit französischer Gesinnung durch die Erfahrungen und Ereignisse der letzten Zeit bereits einen derben Stoß erlitt, wollten mir diese Beweise unerhörtester Roheit doch nicht so recht faßbar scheinen.

Es war in den Nachmittagsstunden. Wir hatten just einen kleinen Gesang beendet, als plötzlich Stimmen ertönten. „Da kommen sie wieder“, meinte Schwester Julie und seufzte.

Voran die Mère Supérieure, (die Oberin), dann zwei Damen, dann ein Offizier in goldblitzender Uniform. So gingen sie an jedem Käfig vorbei. Kaum waren sie in meinem Gesichtskreis, brannte die Rakete los. Ich trat dicht an mein Gitter heran.

„Haben Sie Ihr Eintrittsgeld auch bezahlt? Sind die Franzosen so weit gesunken, daß sie sich unglückliche Gefangene wie wilde Bestien ansehen? . . . Wir müssen Ihnen wohl den Jardin-des-Plantes (Zoologischen Garten) ersetzen?“ . . .

Sie verstanden den Hohn, denn ohne ein Wort zu er-

widern wandten sie sich, gingen zurück und . . . niemand kam mehr, unserer zu spotten.

Ich aber schrieb am gleichen Abend einige Briefe. Den ersten an das Kriegsgericht.

„Es ist unerhört, wie die Diakonissinnen behandelt werden, man geht an den Käfigen vorbei, als seien wilde Tiere darin. Man läßt sie hungern und frieren. Ich lege formell Protest gegen diese Verletzung der Gesetze des Genfer Konventes ein, als Frau, als Christin und als Arzt."

Der zweite und dritte Brief war mit einer kleinen Aenderung gleichen Inhalts an die amerikanische Botschaft und das Genfer Rote Kreuz; ein vierter, sehr ausführlicher, von dem ich zwei Exemplare herstellte, sollte auf Umwegen, die ich nicht näher bezeichnen will, um dem Betreffenden, der wohl noch in Amt und Würden ist, keine Unannehmlichkeiten zu machen, an die Johanniter gehen. Die Abschrift dieses Schreibens wollte ich meinem Anwalt übergeben.

Aber man war auf der Hut. Ganz unversehens untersuchte man mich und meine Sachen und fand diese Korrespondenz.

Unglücklicherweise hatte ich in dem Schreiben, das die Nachricht an die Johanniter begleitete, meinen Anwalt als Deckadresse angegeben, und mir schwante Böses.

Spät am Abend noch kam Robin und kündigte mir an, daß er gezwungen sei, meine Verteidigung niederzulegen. Das Recht, mir selbst einen Anwalt zu halten, war mir vom Kriegsgericht abgesprochen worden, und ich mußte mich damit begnügen, den zu nehmen, den man mir zur Verfügung stellen würde. Da saß ich nun in der Falle und sah das letzte Stückchen Himmelsblau verschwinden.

Nun wechselte auch der Ton des Aufsichtspersonals

mir gegenüber. Ich wurde von neuem barsch angefahren; für das Ungebührliche meines Benehmens den Fremden gegenüber, schrie mir die Soeur Caroline zu: „Vous êtes une malhonnête“ (etwa: Sie sind ein gemeines Frauenzimmer); sie behauptete ferner, ich hätte sie, die Nonnen, tête cochons (etwa: Schweinigel) genannt, sie wollte das durch die Marie wissen, und es war eine ihre würdige Tracht böse beschmutzende Szene, als sie wie eine Furie hereinschoß und mich anbrüllte. Ich aber biß die Lippen zusammen und dachte mir mein Teil. Im innersten Herzen freute ich mich diebisch, daß wenigstens der eine Brief auf dem Wege nach Deutschland war . . . und dieses süße Rachegefühl ließ mich den kindischen Zorn der gesamten Klosterfrauen ruhig ertragen.

Nach langen Tagen atemloser Spannung, unter der meine Gesundheit so litt, daß ich am 4. November mit einem Herzkrampf zusammenklappte, meldete sich endlich der mir vom Stab zuerteilte Verteidiger, Ambelouis. Gleich nach den ersten Worten hatte ich heraus, daß er nie imstande sein würde, meine Sache so zu führen, das erdrückende Material so klar zu überblicken, wie es notwendig sein würde. Es war ja vorauszusehen. Durch mein Eintreten für die unglücklichen Leidensgefährtinnen hatte ich mich selbst verraten. Doch ich war bereit, die Folgen zu tragen.

Freitag, den 13. November, sollte die Verhandlung sein. Ich schrieb meinem Untersuchungsrichter einen Brief, in dem ich ihm mitteilte, wie krank und elend ich sei, daß ich aber trotzdem versuchen wollte, die Verhandlung zu überstehen und nur um Schonung bäte. Ich beklagte mich bitter, daß man meine Parteinahme für die Diakonissinnen dazu benutzt hatte, mir meinen Anwalt zu nehmen, und mir erst in allerletzter Stunde einen Nachfolger gab, der

durchaus nicht fähig war, eine derartige Sache zu überblicken. „Wenn diese ganze Szene mit den Diakonissinnen eine Falle war, die Sie mir gestellt haben," schrieb ich ihm, „so bin ich stolz darauf, in diese Falle gegangen zu sein. Aber viel menschlicher wäre es gewesen, mich glattweg zu erschießen, als so unwürdigen Quälereien auszusetzen."

Sie haben es mir erst später erzählt. Aber als die Oberin, der ja unsere ganzen Briefe zur Kontrolle vorgelegt wurden, diesen Passus gelesen hatte, da soll sie zu der Soeur Assistante gesagt haben: „Na, das Vergnügen kann ihr ja noch blühen."

Oh, wie waren sie mit allen Vorzügen des Weibtums geziert, diese Soeurs de Pénitence!

IX

Die Verhandlung — Vor dem dritten Kriegsgericht — Il n'y a meilleurs remède contre la mélancolie q'un jugement, tant sont les juges ordinairement d'une bêtise réjouissante. (Es gibt kein besseres Mittel gegen die Melancholie als einen Richterspruch, von so aufheiternder Dummheit sind die Richter gewöhnlich.) V. Hugo.

Als ich aus der Wartezelle zum Gerichtssaal geführt wurde, rief mir einer der Aufseher nach: „Noch eine sale Boche!" Das war der Segenswunsch, den er mir auf den Weg zur Verhandlung mitgab.

Die Oeffentlichkeit wurde wegen Gefährdung staatlicher Sicherheit ausgeschlossen, Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr bereitgestellt. Ich stand in meiner Anklagebank, zwei Gendarmen hinter mir. Das Verbot der Oeffentlichkeit wurde nicht sehr streng gehandhabt, denn vor der Nase des Präsidenten saßen einige Frauen von Anwälten, ohne daß er im mindesten Anstand daran nahm. Und dann ging die Geschichte los!

Zuerſt mußte ich ihnen genau auseinanderſetzen, wie ich nach Paris gekommen ſei, was ich dort getan hätte uſw.

Der Commissaire-accusateur (Staatsanwalt) fuhr mir immer mit Fragen dazwiſchen, die mich verwirren ſollten, aber ich ließ mich nicht aus dem Text bringen, auch nicht in Widerſprüche verwickeln, und als ich infolge ſeiner ewigen Reizungen einem Schwächeanfall unterlag, mußte er es ſich gefallen laſſen, vom Präſidenten, der mich, ich will es dankbar anerkennen, freundlich und rückſichtsvoll behandelte, zur Einhaltung der Ordnung verwieſen zu werden.

Es war mir die Erlaubnis erteilt worden, während der Verhandlung ſitzen zu bleiben, was ich beſonders bei Vernehmung des Direktors Mouton mit großem Vergnügen tat. Er ſtand unter ſeinem Amtseid, und wenn er auch nicht den Mut fand, der Wahrheit die Ehre zu geben, ſo leugnete er doch nicht, daß er ſowohl von meinem Aufenthalt als auch von meinem Namenswechſel wußte. Daß ich beſtraft wurde, war mir klar; ſo wollte ich wenigſtens das Vergnügen haben, dieſem Herrn meine Meinung zu ſagen; und das habe ich getan! Mit aller Bosheit, die mir zur Verfügung ſteht; zu meiner Schande muß ich bekennen, es iſt kein geringes Quantum.

Zuletzt beſchwerte er ſich bei dem Präſidenten über meine Angriffe. Aber der erwiderte ihm mit einem ganz feinen, leiſen Lächeln: „Mein Gott, ſie iſt Ausländerin und verſteht die Tragweite der Ausdrücke nicht!“

Dem Präſidenten, der in der ganzen Würde ſeines militäriſchen Ranges den Vorſitz führte, mißfiel der geſchniegelte, gebürſtete, parfümierte Herr Mouton, der in der ſilberſtrotzenden Phantaſieuniform des Kommandanten „de la paix“ (Zivilkommandant) imponieren wollte, über alle Maßen. Hat doch von jeher ein geſunder Widerwille zwiſchen den Buntröcken und der hohen Polizei beſtanden.

Und es passierte manchmal, daß sowohl der hohe Gerichtshof als auch die in großer Anzahl anwesenden Anwälte bei meinen Angriffen leise zu schmunzeln begannen.

Die anderen Zeugen waren alle mehr oder weniger bedeutungslos. Madame de Chatelet fand mich auf einmal durchaus nicht mehr verdächtig, ganz im Gegenteil, sie spielte die Freundin; so klappte ein Zeuge nach dem anderen um. Es kamen dazu die günstigen Aussagen des Kommandanten Coq und des Chefarztes, es lagen breit und klar die verschiedenen Militärbefehle auf dem Gerichtstisch, und die Stimmung wandte sich entschieden zu meinem Gunsten.

Dann fiel der Name des Marquis Castellane.

Fast unmittelbar nach unserer gemeinschaftlichen Heimkehr von der Front hatte der Marquis die Anzeige erstattet, daß ihm in meiner Sprechweise verschiedenes verdächtig vorgekommen sei, man möge mir nachprüfen, seinem Dafürhalten nach sei ich nicht die, für die ich mich ausgäbe. Er habe versucht, mich auszuforschen, sei jedoch auf eine sehr verdächtige Zurückhaltung gestoßen. Seine Schwester, die Marquise Castellane, habe dieselbe Beobachtung gemacht und sei durch meine auffällige Fürsorge für die Soldaten veranlaßt worden, mir den Eintritt in die Ambulanz des Roten Kreuzes zu verwehren!

Diese Anzeige war der Stein, der mein Glashaus zertrümmert hatte.

Ich hatte mich allerdings reserviert gezeigt, unangenehm berührt durch die mir allzu groß scheinende Intimität des Marquis. Und als man mir nun diese Reserviertheit vorwarf, antwortete ich ruhig darauf, man dürfte ja Verletzungen der guten Formen in Frankreich allmählich gewöhnt sein, und meine Zurückhaltung galt nicht dem Mili-

tär, ſondern dem Mann. Worauf der Commissaire-accusateur mir engliſche Prüderie vorwarf und behauptete, ich ſchiene alles gleich übelzunehmen; den Beweis hätten ſie ja darin, daß ich die harmloſe Bemerkung des Wächters „Sale Boche" ſofort zu einer empörten Klage benutzt hätte. Das ging mir denn doch über die Hutſchnur und ich ſprang auf:

„Was, Sie wollen mir übergroße Empfindlichkeit vorwerfen? Wenn ich daran litte, dann würde ich zunächſt das Kriegsgericht damit beſchäftigen, in welcher Weiſe wir in St. Lazare untergebracht und behandelt werden . . . in den kleinen Käfigen läßt man uns ſitzen . . . ohne Luft, ohne Bewegung . . . verhungern läßt man uns, erfrieren . . . das Waſſer läuft die Wände herunter, und von der Decke regnet es Wanzen. Beklagen wir uns, ſo läßt man uns liegen . . . wo bleibt die Humanität . . . woher haben Sie das Recht genommen, über deutſche Brutalitäten zu ſprechen . . . zu richten, über Dinge, die, wie Sie ſelbſt wiſſen, Lügen ſind . . . ſchlimmer als wir Frauen in St. Lazare behandelt werden, wird der brutalſte Deutſche keinen franzöſiſchen Soldaten behandeln. Und was hab ich Ihnen getan, daß Sie mich hier hinſtellen als eine Frau, die in kindiſchem Sinn Nichtigkeiten zu Staatsaktionen ſtempelt . . . daß Sie meine Glaubwürdigkeit ſo hinunterziehen wollen. . . Natürlich. Ihnen liegt daran, mich ſo klein wie möglich zu machen, aber das wird Ihnen nicht gelingen. Sie wiſſen, daß ich meine Pflicht auch Ihren Soldaten gegenüber erfüllte, nicht einen einzigen verriet oder vernachläſſigte. Sie können nicht aus der Welt ſchaffen, daß die Militärbehörde mir gegenüber eine Vertrauensſeligkeit zeigte, mich zu Miſſionen gebrauchte, über die noch mancher lachen wird." . . .

Er hatte wiederholt verſucht, mich zu unterbrechen,

aber es half ihm nichts, und da der Präsident mir alle Freiheit ließ, war er wehrlos.

Da begann der Commissaire-accusateur. Und ich muß ihm zugestehen, er machte seine Sache ausgezeichnet. Mein ganzes Sündenregister las er mir herunter. Ich bewunderte ihn, was mich aber nicht hinderte, das harmloseste, unschuldigste Gesicht von der Welt zu machen. Ich wußte, wie sehr man mich beobachtete, und war auf der Hut. Und richtig: „Sehen Sie nur, wie sie da sitzt," rief er, „mit der Miene einer Pensionärin, die nicht bis drei zählen kann, und doch ist diese ganze Unschuld nur geheuchelt. Beobachten Sie sie, und Sie werden sehen, daß hinter dieser Gleichgültigkeit das grade Gegenteil steckt. . . . Sie hat sich ja so schön verraten! Bis vor einigen Tagen noch waren wir selbst im Zweifel über ihre Nationalität. Aber siehe, kaum ist sie mit diesen Diakonissinnen zusammen, da spricht das deutsche Blut in ihr."

Na ja, da hatte ich ja die Bestätigung. Mußte aber doch heimlich lachen, als der Gute sagte: „Ich habe das bestimmte Gefühl, daß etwas vor sich gegangen ist, was uns entging; ich habe versucht, ihm nachzuspüren, es ist mir nicht gelungen."

Er hatte ja nur allzu recht. Für französische Begriffe war ich genau so ein Scheusal, wie er mich malte . . . und es war nur die Krönung seiner erdrückenden Leistung, als er das Höchstmaß der Strafe, die Todesstrafe, beantragte.

Als ich das Wort fallen hörte, da war es als zerbräche etwas in mir.

Was ich weiter sagte, was mein sogenannter Verteidiger erwiderte, ich weiß es nicht mehr, ich wußte nur, ich hatte diese Todesstrafe verdient und hätte mich ruhig an die Wand gestellt, sie zu erdulden. Waren es doch vier Leben, sicherlich mehr wert, als das meine, die ich gerettet hatte.

Das Urteil lautete auf zwei Jahre Gefängnis und tausend Frank Geldstrafe. Zwei Jahre Gefängnis nach französischem Recht ist aber gleichbedeutend mit Zwangsarbeit.

Als ich hinauskam, da sagte ein kleiner Husar, so recht mitleidig: „Fürchten Sie nichts, der Krieg wird eher zu Ende sein."

Von allen Seiten kamen sie und trösteten mich, und es war so gänzlich unnötig, ich hörte ja doch kaum, was sie sprachen. Die Stimmen klangen zu mir wie aus weiter, weiter Ferne. Ob es kalt war, ob es warm war, ich spürte es nicht mehr. Es lag jener Schleier über meiner Seele, den die Natur über uns breitet, wenn sie weiß, wir sind am Rande der Ertragungsfähigkeit angelangt.

Zwei Jahre sollte ich meine Kinder nicht sehen? Zwei Jahre von der Menschheit ausgeschlossen sein? . . . Während ich in dem mir bewilligten Auto nach Hause fuhr, tanzten in meinem Kopf einen höllischen Hexenwirbel die Worte:

„Zwei Jahre Gefängnis!"

X

Wieder ein Abschied — Im Atelier — Hoffnungsfreude — Eine unwürdige Komödie — Frei??

In der Frühe war alles still. Keiner wagte sich zu rühren, wohl aus Furcht, mich aufzuwecken, mich zum Bewußtsein meines Elends zu bringen. Doch ich hatte im langen inneren Kampf meine Ruhe schon wieder gefunden. Immer noch lag es ja wie ein dumpfer Druck, wie ein Nebelband um meine Stirn. Noch wagte ich nicht zurückzudenken, wagte nicht, vorwärts zu sehen. Aber doch war

das Gefühl des Gelähmtseins von mir gewichen. Und als aus den Nebenkäfigen sich allmählich Bewegung verriet, da konnte ich meine Gefährtinnen mit einem kräftigen „Guten Morgen“ begrüßen. Was half auch alles Trauern!

Das sagte ich ihnen und erzählte einiges aus der Verhandlung mit ihrem Drum und Dran, hatte ich doch den Schwestern noch ganz Besonderes mitzuteilen. Mit mir zusammen waren zwei Soldaten abgeurteilt worden, ein Mainzer Dragoner und ein Stettiner Infanterist. Wenn ich mich ihnen auch nicht als Deutsche zu erkennen gab, so hatten wir doch einige Worte gewechselt. Nun, und der Infanterist kannte die Schwestern, und sie freuten sich zu hören, wie er durch sein freies nettes Verhalten einen der Offiziere zu der Bemerkung veranlaßte: „Ja, die sind tapfer . . . wir sind feige!“

Welches Selbstbekenntnis einer edlen Seele ich dem Stettiner natürlich behaglich übersetzte.

Der arme Kerl! Für eine Uhr und dreißig Frank, die man bei ihm fand, erwischte er sieben Jahre Zwangsarbeit! Und . . . lachte dazu: „Pah . . . wer in den Krieg geht, muß auf alles gefaßt sein, tut mir nur leid, daß ich nun nicht mehr ran kann und mir meine schöne Wut kaltstellen muß.“ . . .

Er war ein Prachtkerl, sauber und adrett, trotz der langen Gefängnishaft, wenn auch zum Erbarmen blaß, verhungert wie wir alle.

Gegen mein Urteil legte ich Beschwerde beim Kassationshof ein.

Sie wurde abgewiesen!

Zu meinem Glück. Mein Anwalt hatte mir bereits am nächsten Tage mitgeteilt, daß mein Freund Seligmann, der vielgenannte Commissaire-accusateur, die in der Verhandlung angedeutete Spur aufs neue verfolge und das Kriegs-

gericht bereits das nur auf Grund des intenſiven Einſpruchs ſeitens meiner engliſchen Freunde gefällte, milde Urteil bereue. . . . Das nächſte Mal ſei mit Sicherheit Todesſtrafe, mindeſtens aber zwanzig Jahre Zwangsarbeit, das berüchtigte „Travaux Forcés“ zu erwarten.

Die auf die Verhandlung folgenden Tage ſchwanden in ewigem Gleichmaß, von Zeit zu Zeit durch eine kleine Schikane pikanter gemacht. Meine Diakoniſſinnen und ich teilten treu weiter Freud und Leid . . . Eſſen und Trinken . . . und . . . warme Kleidungsſtücke.

Die Zeit verging, und bald wurden auch die Diakoniſſinnen freigeſprochen von der ungeheuren Anklage der Leichenſchändung und Mißhandlung und wurden nach der Schweiz abgeſchoben. Mir war, als ginge ein Stück von mir ſelbſt. Wir hatten alles miteinander erlebt, erhofft, erduldet . . . Nun ſollte ich allein bleiben. Niemand war mehr da, mit dem ich ſprechen konnte, denn wir waren allmählich in die Phaſe der galanten Damen eingetreten. Das heißt, alles was Paris von dieſem Artikel auf Lager hatte, wurde genau auf Herz und Nieren geprüft. Und ſo umgab man uns Frauen mit dieſen Geſchöpfen. Alles elegante Ausgaben der Luxemburger Köchin, und die ganze Chronique ſcandaleuſe von Paris zog an uns vorbei. Meiſt blieben dieſe „Damen“ nur drei, vier Tage, wurden einmal vernommen, ſchrieben einen Brief an den General Gallieni und flatterten wieder davon. Denn Paris kann doch ohne ſie nicht exiſtieren.

In den letzten Tagen des November kam die Ablehnung des Kaſſationshofes und damit wurde mein Urteil rechtskräftig.

Am erſten Dezember führten ſie mich von der Unterſuchungsabteilung in das ſogenannte „Atelier Honnête“ über.

Hier wurden die Gefängnisstrafen bis zu einem Jahr abgebüßt, das heißt nur die für sogenannte „ehrbare" Vergehen. Ich war unter der Aristokratie von St. Lazare.

Die Schlafräume befanden sich im ersten Stock und bestanden aus mehr oder weniger großen Zellen. Ich teilte das Zimmer mit drei angenehmen Ladendiebinnen.. Da wir uns jedoch nur des Nachts darin aufhielten und ich mich an ihrer Unterhaltung nicht beteiligte, im „Atelier" auch nicht neben ihnen saß, so konnte ich immer eine gewisse Distanz halten. Außerdem trug ich nicht Sträflingskleidung, und das allein richtete schon eine gewisse Schranke auf.

Ganze Bücher könnte man schreiben von diesen Frauen, die da zusammen waren. Frauen, die wirklich das erstemal ein Gefängnis von innen sahen und durch die Kriegsnot zu einer verzweifelten Tat getrieben worden waren. Wieder andere, ständige Klienten, die sich durchaus zu Hause fühlten. . . Zu der dritten Kategorie gehörte ich. Und diese dritte Kategorie, das waren diejenigen, die, zu länger als einem Jahr verurteilt, auf ihren Transport nach einem der großen Zentralgefängnisse beziehungsweise Zuchthäuser warteten.

Wohl stand dieses Schreckgespenst vor mir, aber immer noch lebte ich der Hoffnung, mein Gnadengesuch, das ich eingereicht hatte, würde Erfolg haben; zumal meine Freunde an der Arbeit blieben, und darum sah ich den Aufenthalt als eine etwas unangenehme, aber leidliche Passage an.

Ich hielt mich allein für mich, auch in den Erholungsstunden. Nur mit einer armen Elsässerin sprach ich mitunter. Sie war überführt worden, zwei Deutschen zu essen gegeben zu haben, welche Menschlichkeit sie mit fünf

und die Tochter mit zwölf Jahren Zwangsarbeit zu büßen hatte!!!

„Ja," ſagte die Mutter zu mir — „ſo geht man mit uns Elſäſſern um, anſtatt der Freiheit, mit der man uns lockte und betrog, füllt man die Gefängniſſe mit uns, zwingt unſere Söhne zu den Waffen und unſere Töchter . . . macht man zu Dirnen . . . Über der Republik ſteht: „Liberté. Egalité. Fraternité. (Freiheit. Gleichheit. Brüderlichkeit.) Aber hinter jeder iſt ein „Point!" . . .

Nun heißt „Point" ſowohl: Punkt als auch: Abſolut nicht.

Überhaupt war es für mich ein herzliches Vergnügen, die antipatriotiſchen Ausſprüche aus dem Volk zu hören. Im übrigen waren dieſe Weiber ja gerade nicht ſehr angenehm; ſie zankten ſich, gerieten ſich in die Haare und prügelten ſich auch zuweilen. . . . Was mich immer zum Erkennen meiner Schmach brachte und mir auf Tage hinaus das Herz beklemmte. Wohl war viel Häßliches unter dieſen Frauen, aber auch unendlich viel Trauriges. Ein Aufenthalt von acht Tagen in dieſem Atelier genügte, Stoff zu einem mehrbändigen Roman über die Juſtizirrtümer Frankreichs zu ſchreiben. Da war die alte Frau Paté, eine Siebzigjährige, die ihr Leben tapfer gearbeitet und nun während des Krieges ganz plötzlich in einem Keller geſeſſen hatte mit ihren Enkelkindern, die nach Nahrung ſchrien und vor Hunger weinten, und die alte Frau war eines Nachts heimlich losgegangen und hatte Brot geſtohlen. Für dieſe Liebestat einer Großmutter büßte ſie ein Jahr im Gefängnis, zwiſchen Dirnen und Diebinnen.

Eine arme kleine Reimſerin, die auf der Flucht alles verloren hatte und ſich ein Paar Strümpfe aneignete, ohne lange zu fragen, woher und von wem, ſie büßte mit: ſage und ſchreibe acht Monaten Gefängnis! Aber eine Dirne, eine

bekannte Halbweltdame von Paris, routinierte Ladendiebin und von ähnlichen schönen Charakterannehmlichkeiten, sie war zu Zuchthaus verurteilt gewesen, blieb drei Wochen formhalber im Atelier und wurde dann begnadigt.

Die Galanterie ist und bleibt nun eben des Franzosen höchste Tugend! Da war auch die kleine deutsche Gesellschafterin, die mit ihren großen blauen Augen diese Sammlung von Verderbtheit von früh bis spät erschreckt staunend beobachtete. Sie mußte sechs Monate in dieser für ein junges Mädchen so entsetzlichen Umgebung bleiben, weil ihre Dame unterlassen hatte, sie anzumelden. Sie hat mir so unendlich leid getan, und nie ist mir meine Zurückhaltung schwerer geworden, als gerade bei ihr. Aber für mich stand ja alles auf dem Spiel. Ich durfte mich ihr nicht nähern, durfte mich ihr nicht als Deutsche zu erkennen geben und mußte es ertragen, daß sie mich für eine hochmütige, herzlose Engländerin hielt; fühlte ich doch nur allzusehr, wie man mich beobachtete.

In Hangen und Bangen, in Hoffen und Warten schwanden die Tage. Mitunter gelang es mir, durch einen entlassenen Sträfling Briefe hinauszuschmuggeln, was immer ein besonderer Festtag für mich war.

Eines Morgens stand der Aufseher in der Tür des Ateliers und rief:

„La nommée Booth!“

Und im Vestibül fand ich „Mother“.

Ich hatte eigentlich nach der Karte meines Freundes Matthew ihn selbst erwartet:

Ich hoffe, am 9. Dezember in Paris anzukommen. Ich muß den Polizeibeamten wegen des Passes erwarten. Es würde mir viel Vergnügen machen, Zeugnis von Ihrer Güte abzulegen, denn ich bin sehr, sehr traurig

über Ihr Schickſal. Ich verſtehe dieſe Rechtſprechung unſeres verbündeten Frankreichs nicht. Derartiges würde man in England nicht tun.

Ihr ergebenſter

Dr. med. H. Matthew.

Wieder war Mother gekommen, in der Hoffnung mir helfen zu können. Inzwiſchen hatten die Tommys Nachrichten gegeben, die bewieſen, wie treu ich ihnen zur Seite geſtanden, ſie weder betrunken noch zu Spionen gemacht hatte. So ſcheute man keinen Weg, ließ kein Mittel unverſucht, mir meine Freiheit auszuwirken.

Es war ein böſes Licht, in das die Zeitungen mich geſtellt: „Das Haupt der deutſchen Spionage! Guillaumes Meiſter-Spionin“, und was dergleichen ſchöne Titel noch mehr waren. Auch die engliſche Preſſe hatte einige dieſer Verleumdungen wiederholt, und meine arme Freundin litt ſchwer darunter, mich einem derartigen Kreuzfeuer von Schmähungen ausgeſetzt zu wiſſen. Und mein Gewiſſen war doch ſo rein! Außerdem, eine Spionin muß ſchweigen können, ich aber bin zeit meines Lebens eine Schwatzlieſe geweſen!

Trotz dieſer angenehmen Neuigkeiten waren es hoffnungsfrohe Stunden, und als die Soeur Leocadie mir zuflüſterte: „Nehmen Sie Ihre Sachen und kommen Sie, Sie ſind frei“ — da verließ mich die Faſſung: ich konnte in meiner freudigen Erregung kaum die Treppe hinab. Mit fliegender Haſt ſuchte ich meine Sachen zuſammen, die ganze Seele durchleuchtet von jubelnder Zuverſicht.

Frei! Frei! —

Um zwei wollte man kommen, um mich zum Depot zu holen, durch das alle Ausländer paſſieren mußten.

Es wurde halb drei, bis die Soeur Assistante ſelbſt erſchien, mich hinunterzuführen. Mit bebender Hand unterzeichnete ich die Quittungen für meine Schmuckſachen, und alle lächelten mich an, alle ſchienen ſich mit mir zu freuen. Alle lächelten!

Dann ging es die breite Treppe hinunter, die Tür öffnete ſich, die für mich zur Freiheit führen ſollte. Ach, wie war ich bereit, alles Böſe zu vergeben und zu vergeſſen ...

Eine letzte Formalität noch galt es zu erfüllen ... dann ging es hinaus ... draußen ſtand der Wagen.

XI

Nr. 5553 — Zwiſchen Mörderinnen — Der Fluchtverſuch — Die Strafzelle — Ich werde geſchlagen

Großer Gott! ... Wie iſt es möglich, daß man in ſolcher Stunde den Verſtand bewahrt ... wo doch der Irrſinn nach einem greift mit ſeinen krallenden, ſcharfen Fingern ... Nicht in die Präfektur, nicht in die Freiheit ging es, ſondern ... nach Rennes zum Travaux Forcés, der Zwangsarbeit.

Was hatte die „Soeurs de Pénitence“ bewegt, dieſe Komödie zu ſpielen?

Ich weiß es nicht!

Wie die Fahrt vergangen iſt, wo ein jeder in ſein winziges Abteil eingepfercht, ohne Luft, ohne Licht, wie angekettet auf ſeinem kleinen Sitz bleiben mußte ...

Ich weiß es nicht!

Als der Morgen kam, waren wir in Rennes!

Und das Zuchthaus lag vor uns!

Dann wurde die Ly van Brackel mit ihren Kleidern in einen Sack gelegt und in Sträflingstracht ſtand da für lange Monate die Nummer: „5553“ ...

Und ich habe gelacht!

Mit hundert Weibern, Mörderinnen, Verbrecherinnen ſchlimmſter Sorte, Megären, die ihre Kinder umgebracht, ſchlief, aß, lebte ich fünfundzwanzig lange Tage hindurch!

„L'espionne“ ſo ging es Tag und Nacht. Denn eine der Aufſeherin hatte vor meiner Ankunft alles erzählt, was in den Zeitungen ſtand.

„L'espionne“ ſo ging es rechts und links, und als am dritten Tag bei der Viſite Dr. Huſſier, der Anſtaltsarzt, laut ſagte: „So, Sie haben alſo unſer Land verraten? ... Sie ſind alſo die große Spionin?“ ... und der Direktor die Herausgabe meiner Bibel verweigerte mit der Begründung: „Alles was in Ihrem Beſitz iſt, gilt für mich verdächtig, ich bin Franzoſe und arbeite für mein Land. Am liebſten würde ich alles verbrennen laſſen,“ ... da war das Signal zum allgemeinen Angriff gegeben.

An der Spitze ſtanden drei Aufſeherinnen, die ſich in immer neuen Quälereien hervortaten.

Olani ... eine Korſin, dann Venou, die meiſt angetrunken in Dienſt kam und ſich laut mit Dirnen über gewiſſe Krankheiten behaglich verbreitete, und Baptiſt, die frühere „Gouvernante“ des Direktors.

Wie haben ſie mich Wehrloſe mit kleinen Nadelſtichen gepeinigt. Sie machten Stimmung gegen mich unter den Gefangenen!

Die Gemeinſchaft war ja eine ſo nahe, man konnte nicht ausweichen. Nachts ſchliefen wir 110 Frauen in einem langen Schlafſaal, Bett eng an Bett; bei Tage ſaß man im

Arbeitsraum aneinander gepfercht. Die an den Nähmaſchinen Arbeitenden hatten relativ größere Freiheit, als die Handarbeiterinnen, zu denen auch ich zählte. Man durfte nicht vom Stuhl aufſtehen, ohne ſich durch Zeichen Erlaubnis einzuholen, durfte den Kopf nicht rechts noch links wenden, weder fragen noch antworten, und mußte eben ſehen, wie man ſich in dem umfangreichen Reglement zurechtfand. Ich ſaß gerade vor der Aufſeherinnen-Eſtrade, und es war ſo qualvoll, die Neugierde zu fühlen. L'espionne . . . l'espionne!

Was nur vom Aufſichtsperſonal unter irgendeinem Vorwand den Arbeitsſaal betreten konnte, das pflanzte ſich vor mir auf und ſtarrte mich an. Sogar der hohe Chef in Uniform geruhte, die „fameuse Doctoresse" in Augenſchein zu nehmen. Waren doch gerade die Provinzblätter voll geweſen mit Schauermären über die Verbrechen der ſogenannten deutſchen „Meiſter-Spionin"!

Und ich ſaß an meinen Stuhl angekettet, den brutal neugierigen Blicken wehrlos preisgegeben.

Doch das war nicht das ſchlimmſte! Schlimmer, weit furchtbarer war die vielmalige Unterbrechung der Arbeitszeit; denn im Arbeitsſaal erſchwerte das Surren des mächtigen Schwungrades ein Reden unter den Gefangenen, die ja doch auf leiſes Flüſtern angewieſen waren; aber in der Freiſtunde, da fand ſich immer eine Gelegenheit, kleine Stiche zu verſetzen.

Wenn die Glocke tönte, mußte ſich alles erheben, die Holzſchuhe aufraffen und ſich in langer Reihe, deren Folge genau beſtimmt war, aufſtellen; dann ging es die Treppen hinunter, unter den Arkaden hindurch, die den großen Innenhof, unſeren „Garten", umſchloſſen — nach dem Refectoir. Hier hatte jede ihren Platz, ihr kleines Fach für Meſſer, Gabel und Löffel. Schweigen war auch hier

ſtrenges Gebot, und hart wachten die Aufſeherinnen darüber, daß niemand ſprach. Nur bei mir nicht! Wer mir ein Schimpfwort zurief, einen Stoß verſetzte, der durfte es ungeſtraft tun, beſonders wenn eine der Parzen am Dienſt war. Ich hatte mich an alles gewöhnt, an die harte, rauhe Wäſche, die mir die Haut wund rieb, an das ſchwere braunwollene Kleid, deſſen dicke Falten die Hüften belaſteten, an die Mütze, die in ſtreng vorgeſchriebener Form auf dem Kopf balancieren mußte, aber ich konnte mich nicht an die Holzſchuhe gewöhnen. Trat ich ganz hinein, ſo drückten ſie mir meinen hohen Spann zuſammen; ging ich mit dem Hacken auf der Kante, ſo hatte ich nach fünf Minuten Blaſen und hinkte. Und doch mußte ich gehen, immer rundum, rundum ... bis die zwanzig Minuten vergangen waren und wir hinauf durften. „Zablonska, ... halten Sie ſich ordentlich ... 5553 ... Sie verlieren Ihre Holzſchuhe, man wird Ihnen Lackſchuhe geben für Ihre zarten Füße ... Na die Prinzeſſin wird ſchon laufen lernen, laß ſie nur mal erſt ein paar Monate da ſein" ... ſo ging es in allen Tonarten. Der Hohn und Spott ſprang bald von den Aufſeherinnen auf die Mitgefangenen über, und ſie waren erbarmungslos in Erfindungen neuer Stichelein. Um der ganzen Sache die Krone aufzuſetzen, legten ſie mir heimlich Briefe in meinen Arbeitskaſten. Briefe triefendgemeinen Inhaltes, Worte wurden mir zugeflüſtert, die, wenn ich ſie auch nur halb verſtand, mich doch tief erröten ließen in ohnmächtiger Scham.

Und ich lachte! Wand mich des Nachts in Not und Fieber und lachte.

Lebte bei Tage zwiſchen Schande und Tod und lachte.

Mein Magen begann Nahrung zu verweigern; ein — zwei Tage lang. Ich konnte nicht mehr auf den Füßen ſtehen und mußte es doch — ſelbſt als ein Ohnmachtsanfall

mich niederwarf. . . Es gab keine Ruhe, keine Pflege . . . ich war ja der Spion!

Nach dem zweiten Anfall endlich durfte ich zum Arzt. Er konstatierte vierzig Grad Fieber, und ich wurde sofort der Krankenabteilung überwiesen.

Da lag ich nun in meinem Bett und konnte schlafen und schlief.

Ich sehnte mich so nach Ruhe und fand doch auch hier oben keine. Auch hier: l'espionne!

Vier Tage hielt ich es aus. Am fünften, trotzdem die Morgentemperatur noch 38,5 war, bat ich um meine Entlassung. Sie hätten wissen müssen, daß mein Zustand noch nicht derart war, neue Angriffe auszuhalten. . . Doch sie ließen mich gehen. Konnte ich mich auch kaum aufrecht halten, was hat das bei einer Boche zu bedeuten; . . . qu'elle crève!" (mag sie krepieren) sagten sie und ließen mich.

In mir aber keimte ein Entschluß. Ich wollte fliehen. Die Fenster der Anstalt waren nicht vergittert, und da an unserem Schlafraum im dritten Stock neben dem Kabinettfenster, die frei eingehakte Regenleiter hinunterging, schien mir dieser Weg für die Flucht geeignet. Eine Mitgefangene, die einzige, die mir etwas Teilnahme entgegenbrachte, hatte mir im Krankensaal einen genauen Plan von Rennes gezeichnet und mir die Adresse einer Verwandten gegeben, bei der ich mich meiner Zuchthauskleidung entledigen und in eine bretonische Bäuerin verwandeln konnte. Wohl lag das Fenster sehr hoch, aber ich hoffte mit meinen sportgewandten Muskeln diese Schwierigkeit zu überwinden. Schwindelfrei war ich immer gewesen und dann! . . . Ich war in einer derart überreizten, verzweifelten, unglückseligen Stimmung, daß ich lieber die Gefahr, hinunterzustürzen und mit zerschmetterten Gliedern auf den Stein-

fließen des Hofes zu liegen, in den Kauf nehmen wollte, als noch länger den Qualen ausgesetzt zu sein.

Langsam nur strichen die Stunden dahin. Endlich schlug es acht Uhr, wir durften den Arbeitssaal verlassen und zu Bett gehen.

Es schlug neun. Es schlug zehn. Ich wollte die Elfuhrrunde abwarten. Bressier, dieses Scheusal, das sein Kind gekocht und dem Mann als Mittagsmahl vorgesetzt hatte, die zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilte Hyäne, die beim Gottesdienst mit frommem Augenaufschlag die Hymnen sang, und eine dessertellergroße Medaille um den Hals trug, hatte diese Runde zu besorgen. Von allen Weibern war gerade sie mir immer das entsetzlichste gewesen; ängstlich vermied ich jede Berührung dieser Hände, die so teuflische Arbeit verrichtet hatten.

Bressier hatte diese Runde.

Kaum lag sie wieder in ihrem Bett, das ich von dem meinen beobachten konnte, als ich begann, sacht und behutsam mein Bettuch in drei Streifen zu zerschneiden. Dann zog ich mich an, nahm meine Pantoffeln unter den Arm und schlich vorsichtig zum Kabinett. Bressier drehte mir den Rücken. Ich sah noch einmal den langen Schlafsaal entlang; sah die weißen Betten, in denen diese höllenschwarzen Seelen ruhten, dann zog ich die Tür hinter mir zu.

Hoch über mir lag das kleine, schmale Fenster; fast schien es unerreichbar, doch das war für einen gewandten Reiter keine Schwierigkeit. Ich schlang mein zusammengeknotetes Halstuch um den Fensterriegel und griff hinein; einen Fuß in die Blechhülle der Wasserleitung, ein Schwung, und oben saß ich. Vor mir lag, vom hellen Mondschein weiß beleuchtet, in fast schwindelnder Tiefe der Hof.

Alles hatte ich bedacht, aber nicht meine Schwäche. Minutenlang war mir, als drehe sich die Erde; zum Glück

hing mein Unterkörper noch innerhalb des Fenſters, ſonſt wäre ich kopfüber die drei Stockwerke hinabgeſtürzt. Mit furchtbarem Krach ſauſte ich auf die Eiſenplatte des Kabinetts; ehe ich mich aufzuraffen vermochte, öffnete ſich die Tür. Breſſier! . . . Sie hatte mich abgepaßt und überführt; denn am Fenſterriegel hing noch mein Handtuch und das zerſchnittene Bettuch lag am Boden!

Sie war mir nachgeſchlichen, hatte mich beobachtet, und faßte nun mit einem Geſichtsausdruck, wie er hämiſcher und triumphierender nicht ſein kann, nach meinem Arm, um mich herauszuziehen. Doch ich ſchleuderte ſie zurück.

„Faſſen Sie mich nicht an!“

Sie verſtand, was mich an ihr entſetzte, und wich ſcheu zurück. Sie weckte die Aufſeherin des Schlafſaals, auch eine Strafgefangene, und nun beſtürmten ſie mich mit Fragen. Ich antwortete nicht. Was ich an Tüchern hatte, feuchtete ich an, band es mir um meine blutenden Hände und Füße, die ich mir beim Sturz aufgeriſſen hatte, legte mich in mein Bett und . . . ſchlief.

Wohl ſpürte ich, daß ſie mehrmals in der Nacht zu mir herantraten und mich anſahen; ſie glaubten wohl nicht recht an meinen Schlaf.

Der Morgen kam. Die Frauen ringsum erwachten, ſcheue Blicke, höhniſches Lachen, zyniſche Bemerkungen, nicht ein Wort, nicht eine Miene der Teilnahme, wohin ich auch ſah. „Schade“, ſagte die eigentliche Aufſeherin, die nun ihren Dienſt antrat, und ihre grauen Augen ſchillerten ſo grün wie die geſtickten Palmen ihres Mantels, die Abzeichen ihrer „Würde“ . . . „Schade, ſie hätte es nur tun ſollen, dann wären wir ſie los geweſen.“ Dann wollte ſie mir eine flammende Rede halten, doch ich unterbrach ſie kurz: „Was zu ſagen iſt, wird der Direktor nachher ſchon übernehmen. Ich bin weder verpflichtet, Ihnen zu ant-

worten, noch unnützes Schimpfen über mich ergehen zu laſſen. . . . Sie ſind es ja, die mich hineingetrieben hat.“ Da ſchwieg ſie. Sie führten mich in die Strafabteilung und wieſen mir einen völlig leeren, ungeheizten Raum an. An Kleidungsſtücken hatte man mir nur Strümpfe, ein Hemd, einen alten verſchliſſenen Rock und Jacke gegeben; zitternd kauerte ich wie ein Tier in der Ecke. Es waren ſechs Grad Kälte, und die froſtklammen Hände erlahmten mir. Dann kam Monſieur le Directeur!

Er wollte mich erdrücken mit der Wucht ſeiner Autorität.

Wohl ſtand ich vor ihm wie eine Bettlerin, wohl ſchlugen mir die Glieder im Fieberfroſt, aber ich warf den Kopf in den Nacken und ſagte ihm alles, was paſſiert war — alles. — Er wußte nicht recht, was er darauf erwidern ſollte. Wahrſcheinlich kannte er ſeine Pappenheimer.

Da er ſah, daß ſeine Drohungen von Zwangsjacke uſw. nicht halfen, änderte er den Ton: „Ich habe an das Miniſterium berichtet“, ſagte er . . . „Natürlich kann ich Ihre Strafe nicht aufheben, ehe von dort Nachricht kam.“ Und er verſchwand.

Ich fühlte mich ſo elend, ſo matt und krank, und es war ſo bitter kalt. In der Ecke zuſammengekauert wartete ich auf den Abend. Man konnte mich doch nicht auf der Erde liegen laſſen, ſie mußten mir doch irgend etwas zum Liegen, zum Zudecken bringen.

Schlaf und Schwäche überwältigten mich wohl, denn als ich wach wurde, lag ich auf einem Strohſack mit zwei Decken zugedeckt, und draußen hörte ich die Stimme der Aufſeherin, die von Zelle zu Zelle ging und aufſchloß. Man nahm mir das kärgliche Lager fort, und von neuem ſaß ich auf dem nackten Fußboden.

Wie der Tag vergangen iſt, ich weiß es nicht mehr.

Dreimal brachten ſie mir ein Stück Brot und einen Becher eiskalten Waſſers, den ich gierig hinunterſtürzte, denn mein Mund war gequollen und meine Lippen aufgeſprungen von der inneren Fieberglut.

Und als ſie mir den Strohſack hereinwarfen und die beiden ſchmutzigen Decken, da kroch ich darauf und legte mich hin mit dem Gedanken: „Du erlebſt den anderen Morgen nicht.“ — — —

Undeutlich, als ob es aus weiter, weiter Ferne klänge, hörte ich Stimmen vor mir. Man rüttelte mich.

„He... aufſtehen, Grimaſſière...“ Und wieder rüttelten ſie mich.

Nicht ein Glied konnte ich bewegen. Ich dachte, ich fühlte, ich hörte, aber meine Zunge lag mir im Gaumen wie ein Stein, und in den Gliedern war es wie Blei....

Sie ſchimpften, ſtießen mich, zogen mir die Decke weg, und als das alles nicht half, da faßten ſie zu Zweien den Strohſack und zogen ihn unter mir fort, ſo daß ich zur Seite rollte und auf der Diele liegenblieb.

Ohne ſich weiter um mich zu kümmern, gingen ſie ſchimpfend heraus. Es dauerte ein — zwei Stunden, da kam die Aufſeherin wieder. Von neuem rüttelte ſie mich; ich machte die krampfhafteſten Verſuche zu ſprechen, und konnte nicht. Da ſagte ſie zu der begleitenden Gefangenen, die in der Abteilung Dienſtbotenarbeit tat: „M... ſo heben Sie ihr die Röcke hoch und ſchlagen Sie ſie...“

Und ſie taten es! Sie machten Handtücher naß, und klatſchend fielen die ſchweren Schläge auf mich wehrloſes Geſchöpf nieder. —

Ich fühlte es und wollte ſchreien, aber nur unartikulierte Laute rangen ſich aus meiner Kehle. Endlich ließen ſie ab und gingen wieder hinaus. Ich aber lag in meiner Ecke wie ein geprügeltes Tier. Die Stunden vergingen,

niemand kam. Gegen Mittag öffnete ſich die Klappe in der Tür, eine Hand warf ein Stück Brot herein, ich hörte es über den Fußboden kollern, bis nahe zu mir . . . Später, viel ſpäter kamen ſie zurück, nahmen das Brot auf, und als alles Rütteln und Schütteln nichts half, öffneten ſie das Fenſter weit und ließen mich, halb bekleidet, wie ich war, in der grauſen Kälte des Januar hilflos liegen.

Gegen Abend wich die Starre von mir. Erſt konnte ich meine Finger bewegen, dann die Arme, und allmählich kehrte das Leben zurück. Sie brachten mir eine Suppe; ich vermochte kaum den Löffel zu halten, aber ich zwang mich zum Eſſen, ich wollte nicht ſterben, wollte nicht zugrunde gehen . . . wollte leben, um Zeugnis zu geben von der Menſchlichkeit dieſes ziviliſierten Volkes, und langſam glomm, aus Verachtung und Zorn geboren, der eiſerne Trotz in mir auf, der mir für die lange Zeit ein Halt werden ſollte.

Am nächſten Tage ließ ich den Direktor rufen. Eine einfache Beſchwerde einzureichen, genügte mir nicht, ſondern was ich zu ſagen hatte, dieſe Mißhandlung des vergangenen Tages war ſo unerhört, daß es konſtatiert und in unanfechtbarer Weiſe feſtgeſtellt werden mußte.

So feſtgeſtellt, daß es bei ſpäteren Recherchen nicht zu leugnen war.

In meiner Gegenwart wurden den Aufſeherinnen meine Angaben vorgehalten. Und . . . ſie mußten es zugeben.

Dann ſagte ich dem Direktor: „Was mit mir hier geſchehen iſt, bedeutet eine Schmach für Sie. Sie wiſſen, was es auf ſich hätte, wenn ich es nach England berichten würde, ganz abgeſehen davon, daß, nachdem Sie mich nun einmal als Deutſche behandeln, die amerikaniſche Botſchaft verpflichtet wäre, einer Klage Raum zu geben. Ich will

von jeder Beſchwerde abſehen, will verſuchen, mich zu fügen, die Fluchtgedanken zu überwinden, unter der Bedingung, daß Sie mich menſchlich behandeln und mich nicht wie ein Tier hier liegen laſſen, ſondern mir Arbeit geben, damit ich vergeſſe."

Und das Unerhörte geſchah! Man ſetzte mir einen Stuhl in die Zelle, gab mir eine wollene Decke und brachte mir Nähzeug.

Ich hüllte mich ein, ſo gut es eben gehen wollte, und nähte von morgens bis abends. So vergaß ich meinen Hunger, vergaß mein Elend, und die Zeit flog dahin.

Abends wickelte ich mich feſt in meine Decken, legte das Taſchentuch vor den Mund, um nicht in Berührung mit dieſer ſchmutzigen Wolle zu kommen, und ſchlief den Schlaf des Gerechten.

Viermal des Nachts wurde mit großem Krach die Zellentür aufgeſchloſſen, und ſie überzeugten ſich, ob ich noch da war. Zuerſt tat ich ihnen den Gefallen, jedesmal brav ein Lebenszeichen von mir zu geben, nachher wurde mir die Geſchichte doch zu albern, und ich proteſtierte energiſch. Als ſie mich wieder einmal aus dem Schlafe geweckt hatten, da gab ich einem gewiſſen Einrichtungsſtück einen derartigen Tritt, daß es mit Vehemenz an den kupfernen Schieber flog und ein Kanonenſchlag durch die ganze Strafabteilung krachte. Und am folgenden Morgen las ich, die Gefangene, der Oberaufſeherin energiſch den Text.

„Ich laſſe mir das nicht mehr gefallen. Sie wiſſen genau, daß Sie alle Gründe haben, menſchlich mit mir zu verfahren; denn wenn ich auch nicht mehr darüber ſpreche, vergeſſen habe ich es nicht, daß man gewagt hat, mich zu ſchlagen; ich habe meine Ruhe nötig, um Herr meiner Nerven zu bleiben. Was geht mich Ihr Reglement an, für mich exiſtiert nur das Gebot, meine Geſundheit zu kräftigen . . .

im übrigen kann ich Ihnen nur sagen, daß die Wilden Ihnen über sind an Humanität. Sie reißen mich dreimal in der Nacht aus dem Schlaf, die Schwarzen würden nie einen Gefangenen wecken um nichts und wieder nichts; die sagen: „Laß den Gefangenen schlafen, er könnte gerade von Freiheit träumen!“. . .

XII

Wieder Mensch — Der Dritte im Bunde — Ich resigniere — Meine Zerstreuungen — Hammer und Amboß — Neuer Fluchtgedanke — Das Militärgefängnis — Huissier.

Nach achtundzwanzig langen Tagen wurde ich endlich aus diesem Hundeloch erlöst und in eine Einzelzelle gebracht.

Achtundzwanzig Tage!

Wer kann ermessen, was das heißt. Ich hatte ja kein Himmelslicht mehr gesehen in diesen achtundzwanzig Tagen. Mit welchem Gefühl legte ich die ordentliche Kleidung wieder an! War es auch Gefangenenkleidung, sie war doch sauber, ordentlich, nicht die zerrissenen, zerschlissenen Lumpen, die ich während der Strafzeit tragen mußte.

Achtundzwanzig Tage ohne eine Nachricht meiner Lieben! Mit welchem Jubel stürzte ich mich auf die Briefe!

Achtundzwanzig Tage trockenes Brot und eiskaltes Wasser, während der Schnee in der Luft wirbelte und die Fenster froren. Wohl hatte es alle vier Tage eine warme Suppe gegeben, aber die machte den Hunger nur noch mehr bemerkbar, ließ die Entbehrung noch härter fühlen. Nun aber stellte sich heraus, daß mein Körper nicht mehr gewohnt war, Nahrung aufzunehmen. Noch war ich keine achtundvierzig Stunden wieder Mensch, da warf mich eine

Leberkolik nieder, und von raſenden Schmerzen gepeinigt, krümmte ich mich auf meinem Lager.

Jetzt zeigte ſich, welche Freundin ich unbewußt in der Oberaufſeherin hatte:

„Was wollen Sie haben?“ fragte ſie.

Kaum zehn Minuten waren vergangen, da war alles herbeigeſchafft, was irgendwie helfen konnte, dieſe tollen Qualen zu lindern. Sogar der Inſpektor kam und ordnete an, daß man mir noch mehr Decken und Kiſſen gab. Dr. Huiſſier aber, der nachmittags erſchien, hielt nichts anderes für nötig, als Natrium Bikarbonikum und drohte für den Fall, daß es nicht beſſer würde, mit den berüchtigten Points de Feu, einer Prozedur, die er bei all denen anzuwenden pflegte, wo er Simulierung vermutete.

Er wußte, es war bei mir kein Simulieren, denn ich hatte einen derartigen Ikterus, daß meine Hände gelb waren wie die eines Chineſen, ich war nicht imſtande, mich auszuſtrecken, ſondern mußte zuſammengekrümmt in halb ſitzender Stellung auf meinem Bett kauern.

Und als er draußen war, da ſagte er auf die Vorhaltungen der Oberaufſeherin, daß ich doch ſichtbar große Schmerzen litt ... „Deſto beſſer, ſoll ſie verrecken, dann iſt ein Spion weniger.“

Da hatte ich nun eine Dreieinigkeit zuſammen: Maitrefeu, den Oberaufſeher des Depots und Dr. Huiſſier.

Man ſcheint etwas ſeltſame Begriffe jenſeits der Vogeſen von den Pflichten eines Arztes zu haben.

Die Koſt war in dieſem Gefängnis nicht zu ſchlecht. Wohl ſchwammen mitunter zur beſonderen Herzerquickung kleine Würmchen und Maden in der Suppe herum. oder auch ein paar dicke Fliegen, die allzu neugierig geweſen waren, aber der Menſch gewöhnt ſich an alles. So fiſchte ich mir täglich erſt dieſe überflüſſige Zugabe aus der Blech-

ſchüſſel heraus, tauchte mit Gottvertrauen und Todesverachtung den Löffel ein, und ſiehe da, es ging glatt hinunter.

Mitunter fand man auch im Brot ein Mehlwürmchen oder eine totgequetſchte Schwabe, großer Gott, um ſolche Kleinigkeiten darf man ſich nicht erſt aufregen. Dieſe Verzierungen wurden herausgeſchnitten, und den Reſt aß man eben auf.

Ich machte Freiübungen, turnte an den Gittern herum und hatte es bald ſoweit gebracht, daß ich auf mein Fenſter klettern und über die Gefängnismauer hinweg die Baumgipfel eines nahen Parkes ſehen konnte. Dazu pflegte ich, als eitles weibliches Weſen, energiſche Maſſage durchzuführen, was ſowohl bekömmlich, als auch angenehm zeitraubend war. Eine weitere Zerſtreuung erwuchs mir dadurch, daß zwei Elſtern bald heraushatten, welch ſchmackhafte Speiſe gekochte Maden und gebackene Mehlwürmer ſind. Ich ſammelte dieſe Leckerbiſſen ſorgfältig und warf ſie jeden Nachmittag meinen beiden ſchönen, mit bedächtigem Reck-Reck ſich meldenden geflügelten Beſuchern zu.

Dann war auch eine ſchwarze Mieſekatze da, mit grünen Augen, die bei jeder Gelegenheit zu mir hereinwitſchte. Sie ſaß dann vor der vergitterten Oeffnung der nichtfunktionierenden Heizung und wartete auf die Mäuſe, die zwar in der Nacht in meiner Zelle ungehindert herumſpazierten und die Brotkrumen aufſuchten, bei Tage aber nur den ſchmalen Kopf mit dem ſpitzen Schnäuzchen vorſichtig durch die Oeffnungen ſteckten, um ſchleunigſt wieder zu verſchwinden. Außerdem hatte ich es zu einer großen Fertigkeit im Fliegenfangen gebracht und vertrieb mir ſtundenlang die Zeit damit, ſie auf alle mögliche Art und Weiſe zu haſchen. Ich ſammelte ſie in einer kleinen Schachtel, um damit meine Ameiſen zu füttern. Dieſe letzteren ſchwarzröckigen Herrſchaften hatten ihr Schloß in dem kleinen Garten, der mir

für meine einstündige Promenade am Nachmittag zur Verfügung stand. Es wird mir niemand glauben, aber es ist Tatsache: meine Ameisen wußten, wann ich kam. Dann lauerten immer so fünf, sechs große Exemplare am Ausgang des Baues, und sobald ich eine Fliege hineingesteckt hatte, faßten sie sie am Schlafittchen, und weg ging's in die Unterwelt. Ich hatte mir die Veilchen, die in einer Ecke des kleinen Raumes wuchsen, sorgfältig herausgegraben und ein Beet angelegt, das ich mit bunten Steinen umfriedete. Sorgfältig begoß ich täglich meine Blumen, denn es waren meine, und jedes Blättchen, jede neue Blüte war mir eine Offenbarung.

Das war's gerade, was mich die Zellenhaft viel leichter ertragen ließ als die Gemeinschaft.

In meiner Zelle und meinem Garten war ich mein eigener Herr. Im Arbeitssaal, im Schlafraum, durfte man sich nicht bewegen, nicht vom Stuhl, vom Bett aufstehen, ohne wie ein kleines Kind den Finger zu erheben, und die Erlaubnis der Aufseherin einzuholen. Jede Bewegung, jede Miene wurde kontrolliert. Hier aber in meiner Zelle und in meinem Garten stand ich auf, wann ich wollte, legte mich, wann ich wollte, ging umher, alles ohne die ewig spionierenden Augen auf mir fühlen zu müssen.

Und doch gab es auch hier Dinge, die ich zu fürchten hatte, vermeiden mußte. So Tag um Tag und Nacht um Nacht allein sein, kaum eines Menschen Gesicht sehen, kaum zehn Worte am Tag wechseln, hat einen unheilvollen Einfluß auf Gemütsleben und Geistesgaben. Man verliert die Beherrschung des eigenen Ichs geistig und körperlich. Disziplinlos geht das Denken mit einem durch. Man wird zum Kinde, das nur noch Freundschaft oder Haß kennt, aber keine Mittelstufe. Man verliert die Leichtigkeit der Ausdrucksweise, muß nach

Worten ſuchen, da, wo einem früher mühelos Sätze zuflossen. . . . . Mehrfach ertappte ich mich dabei, daß ich laut vor mich hinſprach. Was ich an Selbſtbeherrſchung beſaß, mußte ich anwenden, dieſen Dingen entgegenzutreten und wie ich meinen Körper durch Freiübungen ſtählte, durch energiſche Kaltwaſſerkuren abhärtete, ebenſo ging ich gegen eine geiſtige Verkümmerung an.

Die Bibliothek des Zuchthauſes war überaus reichhaltig und mit wirklich guten Büchern verſehen. Was es nur Auserleſenes an intereſſanten Reiſebeſchreibungen gab, war vorhanden. Victor Hugo, Balzac, Dumas, Cherbouillez, alle namhaften Schriftſteller gingen durch meine Hand. Im allgemeinen ſtand den Gefangenen wöchentlich ein Buch zu, aber ſie machten eine Ausnahme, ich bekam durchſchnittlich zwei bis drei.

Was ich an Papier erwiſchen konnte, die Rückſeiten der Briefe meiner Kinder, die alten Umſchlagbogen, die kleinſten Papierfetzen, benutzte ich zum Niederſchreiben von Notizen, ich lernte ganze Seiten der Bücher auswendig, ſchrieb meinen Kindern anſtatt der Briefe Märchen und entging ſo dem Schickſal, dem faſt alle die eingeſperrten Frauen verfielen: hyſteriſch oder halb Idiot zu werden.

Wohl war die Erinnerung an die Schmach, an die Mißhandlungen der erſten Tage nicht in mir abgeblaßt; und manchmal mußte ich die Augen niederſchlagen, wenn der eine oder der andere prüfend von dieſen Tagen zu reden anfing. In meinen ruhigen Worten lag kein Erinnern, aber die Blicke würden ihnen verraten haben, wie hell der Haß in mir loderte. An tauſend Kleinigkeiten merkte ich, daß ich durchaus als Ausnahme behandelt wurde, merkte, daß „man“ ein ſehr, ſehr ſchlechtes Gewiſſen hatte, und da es mir von jeher angenehmer geweſen iſt, Hammer als Amboß zu ſein, zog ich aus dieſer Verdrehung meinen Nutzen.

Bei dem geringſten harten Wort, der kleinſten Schikane wies ich die Zähne, ich ließ mir nichts mehr bieten, ſo daß die eine Aufſeherin, gerade die, die das Brot in die Zelle hineingeworfen hatte, wie man es einem Hund vorwirft, einmal ſagte: „Herr Gott ich danke meinem Schöpfer, wenn die einmal raus iſt, man weiß ja nicht mehr, wer Gefangene und wer Aufſeher iſt.“

Ja, ſie haben mich gequält! Aber doch glaube ich mir das Zeugnis ausſtellen zu können, daß ich ſie gepiſackt habe, ſoweit es mir nur möglich war.

Rache iſt ein Gericht, das kalt genoſſen werden muß!

Offiziell arbeitete ich für das Haus, das heißt für die Leinenkammer. Inoffiziell, ſo daß es niemand ſehen konnte, flocht ich mir aus Garn und Wolle, aus dicken Fäden, die ich aus den Decken zog, einen derben, haltbaren Strick.

Und der ſollte zu meinem zweiten Fluchtverſuch ſein.

Ich hatte die Bitte eingereicht, daß mir meine Einzelhaft als ſolche angerechnet und ich zur weiteren Verbüßung in das hierfür zuſtändige Militärgefängnis überführt werden dürfe. Für den Fall, daß ich abſchlägig beſchieden wurde, waren meine Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Ich war geſtärkt, hatte die Umgebung, ſoweit es mir möglich war zu überblicken, genau im Kopf und mir vorgenommen, mich bei einem der immer noch, wenn auch leiſer fortgeſetzten Nachtbeſuche auf die Aufſeherin zu ſtürzen, ſie in meiner Zelle einzuſchließen, mich draußen anzuziehen, an dem Kaſtanienbaum, der vor der Mauer ſtand, in die Höhe zu klettern und dann heidi über die Mauer davon.

Ich hatte ſchon andere Rutſch- und Kletterreiſen fertiggebracht und fürchtete mich nicht vor einer Krabbelpartie auf den Kaſtanienbaum.

Es war unter den Aufſeherinnen eine ganz alte, ſehr kleine zierliche Perſon und außerdem hatten wir ein neues

Dienſtmädchen bekommen, eine dumme, durchaus nicht geiſtesgegenwärtige Bretonin. Die beiden ſollten meine Opfer ſein.

Alles Schreien würde ihnen ja nichts geholfen haben, denn Brüllen und Schreien aus der Strafabteilung zu hören, das war alle Welt gewohnt, kein Wächter kümmerte ſich darum.

Mit den Plänen und Vorbereitungen verging der Frühling, verging der Sommer. Wir hatten neue Aufſeherinnen bekommen, mit denen ich auf ziemlich gutem Fuß ſtand. Auch Schikanen des Arztes zu ertragen, lernte ich allmählich. So rückte der September näher.

Am vierten, morgens, kündigten ſie mir an, daß meine Bitte um Ueberweiſung an das Militärgefängnis bewilligt war. Ich hatte gerade noch Zeit, den ſchönen Strick hinter dem Heizkörper zu bergen, dann mußte ich den Raum, der mir ſieben Monate hindurch zur Wohnung gedient hatte, verlaſſen.

Da mir die Einzelhaft angerechnet wurde, ſo hatte ich anſtatt des Jahres, das eigentlich noch vor mir liegen ſollte, nur noch neun Monate abzubüßen.

Nur noch neun Monate! Eine qualvolle, lange Zeit, wenn ſie vor einem liegt. Doch ich hoffte ja immer auf Frieden, glaubte von Tag zu Tag: heute müſſen die Glocken tönen, heute muß der Frieden kommen. Er kam nicht. Und ich hatte die vollen fürchterlichen neun Monate in dieſem Gefängnis zu bleiben.

Hier durfte der Direktor als ſolcher nichts ſagen, ſondern das Oberkommando führte der Oberaufſeher. Daß der mich von vornherein mit ungünſtigen Blicken betrachtete, dafür ſorgte mein Freund, Dr. Huiſſier.

Reglementmäßig hatte jeder Gefangene eine Wolldecke und ein Baumwolltuch. Um eine weitere Decke zu be-

kommen, mußte man vom Arzt, der auch hier Dr. Huiſſier war, eine Beſcheinigung haben. Denn die Anſtalt lag nicht, wie das große Zuchthaus, in den Händen des Staates, ſondern war, wie die meiſten dieſer löblichen Inſtitute, in den Händen eines Unternehmers, der natürlich nach allen Richtungen hin ſparte und herauszuholen verſuchte, was herauszuholen war.

Es würgte mich in der Kehle, als ich das hämiſche Geſicht und das ſpöttiſche Grinſen des Arztes ſah. Ich verſprach mich, wollte ſagen, ich möchte, und ſagte: ich will!

Er unterbrach mich ſofort: „Aha, la Doctoreſſe! ſieh da . . . Sie wollen? . . . Zu wollen haben Sie nichts. Sie wollten wohl gern Ihre Freiheit haben, aber der Moment iſt noch nicht gekommen . . . oder vielmehr er iſt verpaßt!“

Ich ſah ihn an, ganz ruhig, trotzdem mir das Herz bis zum Halſe ſchlug und erwiderte: „Sie haben nicht das Recht mich zu ſchmähen, ich erſuche Sie bei dem zu bleiben, was Ihres Amtes iſt . . . einmal habe ich mich beſchwert, es kommt mir nicht darauf an, es ein zweites Mal zu tun!“ Drehte mich um, ging hinaus und ſchrieb an den Direktor. Da aber der Oberaufſeher in ſeiner Ehrfurcht vor dem Doktor eine vollſtändig falſche Darſtellung der wirklichen Vorgänge gab, erhielt ich meinen Brief zurück mit dem Bemerken, daß ich bei der nächſten Unehrerbietigkeit dem Arzte gegenüber ſchwere Strafe zu gewärtigen hätte!

Na, nun wußte ich ja Beſcheid.

Es gab eine erregte Szene zwiſchen dem Oberaufſeher und mir. Wir waren aufeinandergeplatzt wie zwei Bomben, und als er ſich zuletzt hinreißen ließ, die Ausdrücke: „Menteuse, Vache . . .“ zu brauchen, wandte ich mich, genau wie beim Doktor, einfach um und ging. Ich hätte mich ja nun, da die Aeußerungen in Gegenwart der Aufſeherin gefallen waren, beim Direktor beſchweren können,

nachdem aber die erſte Wut verflogen war, kam ich zu der Ueberzeugung, daß es beſſer ſei, dieſe Epiſode zu benutzen, mein „Kammerprinzip“ in Anwendung zu bringen.

Und es war nur allzu nötig, in dieſem „Militärgefängnis“, in dem durchaus keine miltäriſche Ordnung, aber eine ganz gemeine Lodderei herrſchte.

Bei aller Strenge, bei aller Härte hatte doch die peinlichſte Ordnung im Zuchthauſe gewaltet. Aengſtlich war alles vermieden worden, was irgendwie Ungeziefer veranlaſſen konnte. Hier gab es dieſe lieben Tierchen von jeglichem Genre in größter Auswahl . . . Und dann das Eſſen!

War es in St. Lazare, im Depot ſchlecht geweſen, gegenüber dieſem „Fraß“, den man nur mit geſchloſſenen Augen hinunterwürgen konnte, blieb es immer noch ein Göttereſſen.

Morgens wieder eine Suppe wie in St. Lazare. Aber dort war des Nachmittags die wenn auch karge, ſo doch ſaubere Koſt ſchmackhaft zubereitet. Hier gab es nur eine dünne Brühe oder, was noch ſchlimmer war, in einer Schüſſel warmen Waſſers einen Eßlöffel voll Bohnen; ſteinharte, halbgargekochte Bohnen.

Und ich konnte mir keine Zutaten kaufen, denn ich mußte das wenige Geld, das ich hatte, zuſammenhalten, um nicht ohne einen Pfennig das Gefängnis zu verlaſſen. Meine Freunde durften mir nichts ſchicken, nach Deutſchland konnte ich mich nicht wenden . . . ſo hieß es hungern. Wie manchmal hab ich mich des Abends vor Hunger wie ein Kind in den Schlaf geweint . . . wenn das Handtuch, das ich mir um den knurrenden Magen wickelte, nicht helfen wollte.

Wie ich im Geſicht ausſah, konnte ich nicht feſtſtellen, da ich keinen Spiegel hatte. Aber ich ſah meine Hände, ſie

waren wachsbleich, und die Haut lag darauf in Falten, wie bei einer uralten Greisin.

Wenn man wenigstens noch das Brot hätte essen können, aber das war hier ganz ungenießbar; dagegen waren die Mehlwürmchen der Maison Centrale der reine Leckerbissen gewesen. Alle Arten von Unrat und Schmutz waren miteingebacken. Und es half alles Beschweren nichts.

Die Frau des Oberaufsehers war meine Aufseherin, und da sie heraus hatte, das ich eine ziemliche Fertigkeit in Herstellung der schönen irischen Spitzen besaß, stellte sie mich an diese Arbeit.

Im übrigen klebte ich zur Abwechselung eifrig Papiersäcke, die meinen erschütterten Finanzen etwas auf die Beine halfen. Wenn ich dreitausend im Tage gemacht hatte, so hatte ich 65 Pfennig verdient; meist kam ich aber nur auf anderthalb Tausend, und das war schon eine große Anstrengung für den immer schwächer werdenden Körper. Anfang November erkrankte ich an Typhussymptomen. Die ekelhafte Nahrung und das fortwährende Wassertrinken war wohl schuld daran.

Nun bekamen sie es aber doch mit einer mächtigen Angst. Ich wurde in Umschläge gewickelt und erhielt drei Liter Milch täglich, zwei Wochen hindurch. Zum Glück siegte auch hier meine kräftige Natur, und es blieb bei einem leichten Anfall.

Aber mager war ich geworden! So mager, daß nicht die Kleider an mir saßen, sondern ich in den Kleidern hing und vor Elend und Schwäche nicht mehr imstande war, die Treppen hinunterzugehen.

Die Spitzenkragen taten ihre Wirkung. Die Frau des Oberaufsehers bemühte sich, und so bewilligte der Arzt stärkenden Wein. Sie selbst brachte mir Äpfel und Butter, suchte mir das sauberste Stück Brot heraus. Wenn es

eben zu machen war, erhielt ich zwei Portionen, und so war ich im Januar wieder so weit, in meine Holzschuhe hineinzusteigen und in dem winzigen Hof herumzustolpern.

XIII

Heraus aus dem Gefängnis — Wenn einer eine Reise tut — In Paris — Cuisery.

Dann kam das Jahr 1916.

Nun konnte ich die Monate zählen . . . und sie vergingen!

Dann die Wochen . . . auch sie verrannen.

Und dann die Tage.

Da glaubte ich nicht mehr daran. Meinte, es müsse etwas dazwischen kommen, oder man würde mich nicht hinauslassen.

Wohl war es mir gelungen, mit eiserner Willenskraft alle nervösen Schwächeanfälle zu bekämpfen, wenn ich auch nur zu häufig infolge der Unterernährung zusammengebrochen war. Aber im März hatten heftige Ohrenschmerzen begonnen, die mich namenlos ängstigten, denn es war doch immerhin möglich, daß sich ein altes Ohrenleiden durch den Aufenthalt in dem kalten Raum aufs neue eingestellt hatte, und ich fürchtete eine zweite Operation. Der famose Dr. Huissier begnügte sich damit, beim Schein einer kleinen, flackernden, blakenden Ölfunzel flüchtig den äußeren Gehörgang anzusehen, ohne Spiegel, ohne Reflektor, und zu konstatieren, daß absolut kein Grund zur Sorge vorhanden sei. Er verschrieb mir eine Salbe.

In meiner Verzweiflung forderte ich einen Spezialisten und schrieb dem Direktor des Zuchthauses, mit welch

empörender Gleichgültigkeit Huiſſier mir gegenüber geſtanden hatte. Der Spezialiſt, den ich erhielt, war — Dr. Huiſſier.

Die Zeit verrann . . . der Frühling kam! Von meinem Fenſter aus ſah ich in weiter Ferne den hiſtoriſchen Wald der Chouans. Hinter dieſer dunklen blauen Fichtenmauer dachte ich mir die See und hinter dieſer See das Land, wo meine Lieblinge auf mich warteten. Sprach doch aus ihren Briefen die Sehnſucht nach „Mammy"! . . . Sie ſehnten ſich nach mir, wie ich mich nach ihnen.

Auch ſah ich die erſten Blütenknoſpen; aus ihnen wurden Blüten. Schneeweiße, innen roſige Kirſch- und Apfelblüten, die mir mein dunkles Gefängnis noch dunkler erſcheinen ließen und die Sehnſucht noch vergrößerten. Die Amſeln kamen . . . die Finken . . . der entzückende Diſtelfink in ſeinem vielbunten Federkleidchen zwitſcherte ſein zartes Werbelied juſt vor meinem Gitter und holte ſeiner Frau Liebſten die Wollfäden und Pferdehaare, die ich ihm zum Schmuck ſeines Hochzeitslagers aus meinen Decken zupfte.

Wie empfand ich den Frühling in allen Gliedern. Das Erwachen der Natur war ja für mich auch das Erwachen des neuen Lebens. Ich wußte, wenn die Blüten fallen, dann komme ich heraus aus Kerker und Elend. Dann ſehe ich nicht nur das Quadrat von Himmelsblau, ſondern wieder den ganzen Himmel vor mir. Sehe nicht in endlos langen Nachtſtunden die Sterne einzeln vorbeiziehen, ſondern das ganze Firmament, und es iſt nicht Not, die mich hinaufſchauen läßt, ſondern Dank.

Aber je weiter die Zeit rückte, deſto banger wurde ich. Fragte wieder und immer wieder: „Iſt es wahr? . . . . Kann es wahr ſein?" . . . Meine Photographie in Zuchthaustracht wurde für das „Verbrecheralbum" genommen. .

Digitized by Google

Das tat man ſtets vor der Entlaſſung, und es brachte mich dem Freudegefühl wieder näher.

Die Blüten fielen . . . Der Diſtelfink ſaß auf ſeinem Neſtchen und brütete . . . Die Amſel ſaß hoch auf dem Blitzableiter des Gefängniſſes und ſang ihre Jubellieder. Da kam der letzte Sonntag!

Dann kam der Montag, dann der Dienstag, und dann die Stunde, da verſchwand die Nummer 5553 und Ly van Brackel durfte auferſtehen.

Hei, wie warf ich die Sträflingskleider in die Ecke und legte Stück für Stück mich ſelbſt wieder an . . . . Weihevoll . . . wie ein Gottesdienſt.

Der Gottesdienſt der Freiheit!

In jener letzten Nacht ſchlief ich nicht.

Ich lag angekleidet auf dem harten Bett und ſah zu dem ſchmalen Fenſter hinauf.

Der Himmel wurde grau, die Sterne erblaßten . . . ſo lang mir die Zeit vorher erſchienen war, ſo kurz war ſie nun . . . ich genoß nicht die Stunden, ich genoß die Minuten; ich hätte ſie hinauszögern mögen, um ſie noch intenſiver zu genießen.

Es klirrten die Schlöſſer, die Riegel raſſelten . . . die großen eiſernen Tore öffneten ſich, und an dem Poſten vorbei, trat ich aus dem Gefängnis heraus!

Frei, . . . frei!

O du Vogel in der Luft, der du dein Morgenlied aus voller Kehle ſchmetterſt, ich beneide dich nicht mehr. Freier als ich kannſt auch du dich nicht fühlen. Jubelnder kannſt auch du nicht ſingen!

Ich ging wie auf Wolken; der brave Gendarm, der mich zum „Camp de repatriement“ begleiten ſollte, trug mir meinen Koffer, wohl damit ich ſo recht dieſe erſten Augenblicke relativer Freiheit ausnutzen ſollte.

„Frei, . . . frei!“

O du grundgütiger Gott, ſei mir nicht böſe, daß ich nicht in Worten bete, mein ganzes Sein war ja ein einziges Gebet. In jener Stunde, da begriff ich, daß eines Menſchen Herz vor Freude brechen konnte.

Frei . . . frei!

Was ſcherte mich die Ausſicht, noch einige Wochen in einem Lager ſein zu müſſen! Das war immerhin kein Gefängnis, das barg für mich, die ſo lange hinter den Gittern eingeſchloſſen geweſen, die Freiheit; und mir ſchwoll das Herz, als wolle es die Bruſt zerſpringen.

Frei . . . frei!

Hinter mir die Gitter, die Schlöſſer, hinter mir Hunger und Entbehrung und vor mir das Glück . . . meine Kinder.

Frei . . . frei!

Am Bahnhof wartete unſer der zweite Gendarm: eine ſo ſtaatsgefährliche Perſon mußte doch von zwei baumlangen, bis an die Zähne bewaffneten Kerlen begleitet werden. Wer weiß, einem allein hätte ſie vielleicht ein Schnippchen ſchlagen können. . . .

Wie ein Kind trippelte ich von einem Fuß auf den anderen und konnte kaum erwarten, daß der Zug einlief.

Endlich kam er! Wir ſtiegen in den für uns reſervierten Waggon . . . fort ging es.

Ich ſah wieder Felder, ſah Blumen. Ich ſah die bunten Kühe bedächtig durch weite, ſaftige Weiden wandeln, ſah die Gänſe ſchnatternd in eilfertigem Stechſchritt zum Morgenbad rennen; ſah Bäche und Flüſſe rinnen in klaren Wellen und ſaß am Fenſter mit gefalteten Händen.

„Na, Madame, das gefällt Ihnen wohl?“ fragte mich einer meiner Begleiter.

So kam ich wieder zur Erde zurück, und wir plauder-

ten. Allmählich meldete sich auch der Hunger, ich war ja noch vollkommen nüchtern und nahm mein Brot zur Hand.

Doch als ich es auseinanderbrach, da machte der Gendarm große Augen, nahm es mir aus der Hand und warf es in hohem Bogen zum Fenster hinaus.

„Das lassen Sie nur, das können Sie ja nicht essen, m . . . d . . ., so was gibt man doch keinem Menschen!"

Und er reichte mir eine tüchtige Schnitte seines eigenen, knusprigen weißen Brotes. Wie schmeckte das gut!

Ich erzählte ihnen, was wir in dem Prison militaire für Not hatten leiden müssen, und sie schüttelten die Köpfe. So etwas war ihnen anscheinend doch noch nicht vorgekommen.

Überhaupt waren sie reizend, meine beiden Wächter. Und Auguste Godet, der Jüngere, sagte: „Wir wollen doch ein bißchen gutmachen, was die anderen Ihnen getan haben . . . damit Sie nicht eine gar zu schlechte Meinung von uns Franzosen mitnehmen." Er bedachte ja nicht, was er damit sagte — fühlte nicht, wie sehr er sein eigenes Land bloßstellte, der Gute!

In Chatres ließen sie mir Zeit, so recht behaglich die erste gute Tasse Kaffee zu trinken, das erste Stück Kuchen zu essen und freuten sich, wie ich langes, dünnes Ungetüm mit großen, leuchtenden Kinderaugen dieses Göttermahl verzehrte.

Man wird ja doch zum Kinde in langer Gefangenschaft.

Als wir in Paris ankamen, hatte ich mich mit den beiden so angebiedert, daß sie ihre stolzen Waffen im „Handgepäck" abgaben, und als simple Provinzler bummelten wir drei herum.

War das schön!

Paris schien genau so elegant, genau so leichtsinnig,

genau so kokett wie immer. Vom Krieg merkte man keine Spur.

Wir aßen selbdritt bei Duval, und die Speisekarte war ebenso reichhaltig und so billig wie immer, der Wein genau so preiswert und so rot wie früher.

Während meine beiden Schutzengel ihren Kaffee tranken, schrieb ich einen ganzen Haufen Briefe und Karten. Und sie taten so, als sähen sie es nicht, guckten zum Fenster hinaus und unterhielten sich über alles Mögliche. Nur als mir mein Bleistift abbrach, zog der ältere Gendarm seine Füllfeder aus der Tasche und bot sie mir lachend an: „Damit werden Sie besser schreiben können, Madame.“ Und als wir an einem Briefkasten vorbeikamen, da wies er darauf hin: „Wenn Sie was einzustecken haben, tun Sie es nur, mich geht das nichts an.“

Nachdem ich noch allerlei Einkäufe gemacht hatte und ein Versuch, meine Koffer und Schmucksachen aus der Rue des Feuillantines herauszubekommen, an der maßlosen Schikane der Fräulein Kreutzer gescheitert war, fuhren wir des Abends weiter nach Cuisery, dem Lager, das bei Chalon-sur-Saone, nahe der Schweizer Grenze, lag.

Beim Abschied drückten mir meine Wächter innig die Hand: „Auf Wiedersehen, Madame!“ Und August Godet fügte hinzu: „Ach bitte, schreiben Sie mir doch mal.“

Weiß Gott — ich werde es einmal tun!

XIV

Das Lager — Ich fürchte mich — Ein Wiedersehen — L'espionne — Es geht wieder los — Wie Amerika mich zu einer Mondscheinpromenade zwingt.

Ein früheres Priesterseminar, das, noch im Entstehen, den geistlichen Herren vom frommen Staate La France,

Roms treueſter Tochter, genommen wurde, diente als Lager für diejenigen, die ihrer Auslieferung nach Deutſchland bezw. Ungarn entgegenſahen.

Es war ein langgeſtrecktes, zweiſtöckiges Gebäude, verfallen, ſchmutzig, von Ungeziefer ſtarrend.

Die Einrichtung des Lagers hatte dem Staat keine großen Koſten verurſacht. Einige Dutzend Strohſäcke und Wolldecken, und fertig war die Laube.

Betten gab es nicht, oder nur für Kranke... Jeder Ankommende ſuchte ſich ein Zimmer aus, holte ſich einen Strohſack, ein paar Wolldecken und war eingerichtet.

Eine Waſchſchüſſel mußte man ſich ſelbſt kaufen. Aus Brettern oder aus Koffern machte man ſich Toilettetiſche. Wer Tiſch und Stuhl haben wollte, konnte ſie für vier Mark pro Monat mieten, die Leihgebühr für ein Bettuch betrug drei Mark fünfzig Pfennig pro Monat. Das war eine Ausgabe, der ſich jeder unterzog, denn die Strohſäcke und Decken waren ſo unerhört ſchmutzig, daß man ohne allzu große Mühe Reinkulturen darauf züchten konnte. Als ich ankam, war gerade am Tage vorher ein Transport nach der Schweiz abgegangen, und nur wenige Internierte waren anweſend, die durchweg ſehr lange und enttäuſchte Geſichter machten.

Das war zu verſtehen. Denn den kleinen Garten, der vor dem Hauſe lag, durften wir nicht verlaſſen, und für alle anderen war der Aufenthalt im Lager, dieſes Elend, der Kampf mit dem Schmutz und Ungeziefer, die, wenn auch ſauber gekochte und abwechſelungsreiche, aber doch ungenügende Koſt, eine Qual. Für mich aber, die bereits ſo überaus angenehme herzerfreuende Erfahrungen mit der Humanität in dieſem Lande der Ziviliſation gemacht hatte, war es ein Paradies, die Mahlzeiten bedeuteten ein Schlemmereſſen, die Beſchränktheit eine Freiheit... Ich tat den

ganzen erſten Tag trotz meiner großen Uebermüdung nichts anderes, als treppauf und treppab laufen, Türen aus- und eingehen, im Garten Blumen pflücken, mich der Länge nach auf den Raſen hinlegen, nur um das Gefühl zu haben: „Ich kann tun und laſſen, was ich will.“.. Niemand mehr, der die Türen hinter mir verriegelt, niemand mehr, der meinen Aus- und Eingang bewacht. Ich ſtand am vergitterten Fenſter meines Zimmers und ſah trunkenen Auges hinaus in die Ferne, von keiner Mauer, von keinem Poſten, von keinem Riegelgeklirr und Schlüſſelgeraſſel ernüchtert.

Unzählige Male hatte ich während der Gefangenſchaft geträumt, ich ſei frei, war mit meinen Kindern zuſammen geweſen oder hatte auf meinem Gaul geſeſſen und ſtürmte dahin über Wieſen und Zäune. Und dann wurde ich wach und barg manchmal verzweifelt mein Geſicht unter der Decke, um den Traum nicht ſo ſchnell enden zu laſſen, um die Wahrheit nicht zu ſehen.

Als ich wirklich frei war, da glaubte ich zu träumen und fürchtete das Erwachen. Fürchtete mich auch ein wenig vor dem Zuſammenſein mit den anderen Internierten. Wohl ſollten ſie ja eigentlich alle deutſchfreundliche Gefühle haben, aber ich hatte ſchon bemerkt, daß nicht eine einzige Deutſche unter ihnen war; alle waren ſie Franzöſinnen, die deutſche Männer gehabt hatten.

Ich war ja ſo weltfremd geworden. Ich hatte ja doch im Zwang des Schweigens das Schweigen verlernt, jenes geſellſchaftliche Schweigen, das uns über die Lüge hinweghilft und vor unzeitiger Neugierde eine Mauer um uns baut.

Mein Herz war ja ſo weit offen und ſehnte ſich nach Mitgefühl, nach Verſtehen. Es iſt, als ſei man von langer Krankheit geneſen, vom Tode wieder auferſtanden und ſähe das Leben neu vor ſich, ſo rein und klar, wie es dem Kinde erſcheint. Man hat verlernt, unter freundlichen Worten die

Falſchheit zu ſuchen, Wahres vom Unwahren zu unterſcheiden. Man glaubt nur!

Als erſte mit guten Worten kam mir eine Frau entgegen, deren Mann in St. Malo ein Hotel beſeſſen hatte. Sie ſprach Engliſch, ſie hatte ein Töchterchen, ein liebes, feines, blondes Dingelchen, Jeanette, das mich an mein Kind erinnerte, und ich begegnet dieſer Frau ohne Mißtrauen. Sorglos antwortete ich ihr auf alle Fragen, und ihre Mitleidsworte ſchloſſen die Schleuſen meines vergangenen Leides auf. Noch ſaßen wir beieinander, als eine Geſtalt erſchien, die ich ſofort wiedererkannte.

Es war eine Gefangene aus St. Lazare. Kategorie zwei und drei. Madame Nelly Lootens, eine Tingeltangeldiva, die wegen eines Deliktes beinahe zwei Jahre in Rennes zugebracht hatte.

Da ſie nach mir im Zuchthaus angekommen war, hatte ich ſie dort nicht geſehen. Dieſes Wiederſehen und Wiedererkennen war für ſie ſelbſt unendlich peinlich. Für mich weniger, denn meine Strafe war höchſtens eine Ehre, aber keine Schande ... vom deutſchen Standpunkt aus. Ich hatte ihr auch keinen Schritt entgegengemacht. Erſtens kannte ich von St. Lazare aus ihre Zweideutigkeit, und zweitens lag es mir durchaus fern, die Perſon hier vor den anderen bloßzuſtellen. Sie war es ſelbſt, die auf mich losſtürzte und ſich zu erkennen gab.

Ihre Schweſter, früher Dienſtmädchen der Oberaufſeherin, war als Aufſeherin in der Maiſon Centrale. Dieſem Umſtand hatte die Lootens es zu verdanken, daß ihr ein Sonderpoſten in der Krankenpflege angewieſen und das Zuſammenſein mit den anderen Zuchthäuslern erſpart geblieben war.

Da ſie jedoch die fortgelaufene Frau eines Deutſchen war, die Mann und Kinder im Stich gelaſſen hatte, aber

noch nicht geschieden war, mußte auch sie Frankreich verlassen und wartete nun hier im Lager auf die Erlaubnis, anstatt nach Deutschland, das sie anscheinend unter allen Umständen vermeiden wollte, nach Spanien fahren zu dürfen. Natürlich kannte sie meine ganze Vorgeschichte, und es war noch keine Stunde vergangen, da war das Haus von oben bis unten unterrichtet von den unerhörten Dingen, die „Deutschlands größte Spionin" Frankreich angetan haben sollte.

L'espionne!

Da fing eine Leidenszeit für mich an, gegen die mir die ganzen Gefängnismonate mit all ihrer Qual versanken.

An Sonntag-Nachmittagen pflegten sich die Französinnen zu einem Tee in dem großen Speisesaal zu versammeln. Da wurden Lieder gesungen, Apachentänze getanzt, kurzum so eine Art Bal-Tabarin abgehalten. Hier nun pflegte ein junger Pole die Gassenlieder von Paris vorzutragen, unter anderem das Lied eines Kochlehrlings, in dem in der unerhörtest zweideutigen Weise über eine geschiedene Frau gespottet wurde.

Wo ich mich blicken ließ, sei es im Garten oder im Speisesaal, sangen die Kinder mir ins Gesicht von der „Femme divorcée", sie wußten ganz genau, wie weh mir das tat, wußten, daß meine Ehe nicht auf Grund meiner Schuld geschieden war; dabei spielten sie die frommen Christen — beteten von früh bis spät und setzten sanfte Mienen auf.

Ich zog mich ganz zurück, saß allein auf meinem Zimmer; kaum, daß ich hinunterging, um mir Bewegung zu verschaffen. Meine Geldmittel waren zu Ende gegangen, da machte ich Handarbeiten für eine Österreicherin. Als sie sahen, daß ich mir wieder Milch und Butter kaufte, behaupteten sie, ich hätte mir das Geld geliehen und nicht zurück-

gegeben. Sie ſchrieben an den Präfekten, der umgehend anordnete: „daß jeder Neuankommende vor dem Verkehr mit der Spionin, der Zuchthäuslerin, zu warnen ſei.“ In unſerem Speiſeſaal waren zwei Tiſche: der eine für die beſſere Geſellſchaft, der andere für die einfachen Leute, der ſogenannte Bettlertiſch. So hatte die St. Maloerin ihn getauft.

Ich zog es vor, mich an den Bettlertiſch zu ſetzen, um nicht mehr dieſen Angriffen preisgegeben zu ſein.

Eine Beſchwerde bei dem Direktor half durchaus nichts; der ſtand natürlich auf ſeiten der Franzöſinnen.

Es wäre ja gar nicht ſoweit gekommen, wenn ich vorher energiſch aufgetreten wäre. Aber ich hatte geſchwiegen um meiner Kinder willen.

Gleich am erſten Tage meiner Ankunft im Lager, wandte ich mich an die amerikaniſche Botſchaft in Paris mit der Bitte, mir behilflich zu ſein, daß mir meine Kinder zugeführt würden.

Die Unkoſten für die Reiſe hatte ich ſchon einige Monate vorher deponiert. Das war ja der Grund, weshalb ich ſelbſt ſo mittellos daſtand. Nun war mir vom Miniſterium die Einwilligung gegeben worden, im Lager von Cuiſery zu bleiben, bis die Kinder ankämen. Da wir aber nur alle vierzehn Tage einen Brief ſchreiben durften, und dieſe Briefe noch dazu zwölf Tage auf der Präfektur liegen blieben, ehe man ſie abſandte, eine Maßregel, die eine Korreſpondenz illuſoriſch machte, da ja jeder hier Internierte meiſt nur vier Wochen blieb — war die wegen dieſer Reiſe geführte Korreſpondenz mit großen Schwierigkeiten verknüpft und langwierig. Von Tag zu Tag wurde ich vertröſtet: „Ihre Kinder werden bald kommen . . . es kann nicht mehr lange dauern“. . . die amerikaniſche Botſchaft

antwortete in demſelben Sinne. Wohl hatte ich ſchon Erfahrung darin, daß es mit der Neutralität der Amerikaner nicht weit her war; daß die Franzöſinnen oder Engländerinnen von Geburt in aller und jeder Weiſe unterſtützt, wir Deutſche jedoch vernachläſſigt wurden. Dennoch aber vermutete ich nicht, daß man ein ſo ſchnödes Spiel mit der Sehnſucht einer Mutter treiben könne. Denn dieſe ganze anſcheinende Milde war nichts als Komödie. Nicht um die Kinder mir zuzuführen, ließ man mich im Lager, ſondern man hoffte, ich würde ihnen Anhaltspunkte geben, die bereits ausgeſprochene Landesverweiſung in eine Internierung umzuwandeln.

Es wurde eine Frau K. eingeliefert. Angeblich eine Deutſche. Und angeblich ſollte ſie zur Vornahme einer Operation nach der Schweiz geſchafft werden. Ich Törichte, die nun doch ſchon durch die böſen Erfahrungen hätte gewitzigt ſein ſollen, fiel auf das treuherzige Weſen dieſer Perſon herein; ſagte ihr, daß ich in Wahrheit eine Deutſche ſei und bat ſie, doch von der Schweiz aus ſofort die und die Nachrichten für mich weitergeben zu wollen. Am nächſten Tage verſchwand ſie, um für einige Zeit beſſere Pflege im Krankenhaus zu genießen, als das Lager ihr bieten konnte. Da nun hat ſie ſich den Präfekten von Chalon kommen laſſen und ihm angegeben: „Es iſt wirklich eine Deutſche, ich habe die Beweiſe dafür, ſo und ſo lautet ihr Name!“

Die Wage ſchwankte böſe hin und her. Natürlich hatte der Präfekt dem Direktor Mitteilung gemacht, natürlich dem Direktor, der ſich mit den beiden Wächtern duzte, und ebenſo natürlich der Köchin, die zugleich Aufſeherinnendienſte tat.

Nun wurde alles wieder ausgegraben, was die Lootens geſagt hatte. Da ging das Schikanieren von neuem los. Die Briefe meiner Kinder wurden mir vorenthalten,

meine eigenen Schreiben unter nichtigen Vorwänden zurückgegeben.

Ich hatte Freundschaft geschlossen mit einer kleinen Österreicherin, zu uns gesellte sich die Frau eines deutschen Kolonialbeamten, die aus Casablanca zurückgekommen war und ihrer Entbindung so nahe stand, daß ihre Überführung ins Lager hätte verhängnisvoll werden können. Sie beide waren Zeugen dieser unerhörten Verfolgungen. Ich beschloß, einen Brief mit der genauen Schilderung meines Elends abzufassen. In ausführlicher Weise sollte dann über das traurige Schicksal der Frau Fuchs, ihre lange schwere Gefangenschaft in Afrika berichtet werden, über die Gefahr, der sie entgegenging, die Folgen, die eine Nachlässigkeit bei ihr, deren Körper und Nerven durch den mehrjährigen Tropenaufenthalt total zerrüttet waren, haben könnte. Wir wollten bitten, daß doch jemand von der Botschaft kommen möge, Ordnung zu schaffen, sich unserer anzunehmen.

So führte ich es aus.

Eines Abends gegen halb neun täuschten meine Verbündeten die Aufmerksamkeit des Wächters, während ich durch die Umzäunung brach und mich im Dunkeln auf die Strümpfe machte. Ich hatte keine Ahnung vom Weg. Von meinem Fenster aus sah man den Kirchturm der nächsten Marktstadt, und in der Richtung ging ich los. Zu Hause saßen meine drei Angsthasen, die allein in dem Gedanken, in finsterer Nacht auf unbekannten Wegen gehen zu müssen, vor Angst starben. Ich aber fühlte keine Furcht, ich fühlte nur das eine, es muß etwas geschehen, sowohl für mich, als auch für die arme kleine Mama Fuchs. Es war ihr erstes Kindchen, das sie erwartete, und sie konnte ja hier draußen zugrunde gehen, ehe es möglich gewesen wäre, Hilfe zu holen. Ich kam durch ein Dorf. Die Hunde bellten, die Leute sahen mich prüfend an, aber ich war zu gut ver-

mummt, als daß sie mich hätten erkennen können. Zuerst verirrte ich mich, glaubte noch weiter gehen zu müssen, rannte in die Wildnis hinein und stand auf einmal mitten im finstern Wald. Da wandte ich mich, ging dahin zurück, woher ich gekommen war mit dem sicheren Instinkt des Jägers, der von Jugend an gewöhnt ist, sich den Weg zu suchen.

Dann fand ich auch den Postkasten. Mein Schreiben plumpste hinein, und ich tat einen tiefen Atemzug.

Nun erwachte der Gassenjunge in mir. Da draußen sein, auf der Landstraße herumlungern, das kann ja schließlich jeder. Aber ich wollte doch etwas tun, woraus sich späterhin konstatieren ließ, daß ich tatsächlich um die und die Stunde, fern vom Lager, Mondscheinspaziergänge ausgeführt hatte. Seelenruhig in das Geschäft des Dorfes tretend, kaufte ich mir Biskuits, Bonbons, Kaffee, Schokolade, Käse, alles Dinge, die für uns im Lager unerhörte Leckerbissen bedeuteten. Zu dem Geschäft gehörte, wie das in kleinen Orten immer ist, ein Ausschank. Hier saß ein . . . Landgendarm.

„Na, Mademoiselle", redete der mich an, „wollen Sie mal mittrinken?" Ich hatte schon vorher bei der Frau Heiserkeit vorgetäuscht, um mich nicht durch meinen Akzent zu verraten. So zeigte ich jetzt nur auf meinen Hals, nickte aber, nahm das Glas, trank ihm zu, schüttelte ihm die Hand und verschwand.

Die Frau trat in die Tür und sah mir lange nach. Hatte sie mich vielleicht gesehen oder erkannt? Kurzum, ich fühlte mich beunruhigt, und kaum war ich außer Sehweite, da setzte ich mich in Trab und rannte mit achtzig Zentimeterschritten davon.

„Kling, . . . kling!" . . . ging es auf einmal hinter mir. Ich war gerade an dem kleinen Gebüsch, das sich

zwiſchen Cuiſery und dem Dorf hinzieht. Ohne Rückſicht auf meine Marmelade und den ſchönen weichen Fromage de Brie warf ich mich der Länge nach in den Graben . . . an mir vorbei fuhr, die Naſe auf der Lenkſtange, der Landgendarm . . . Es war ihm alſo doch wohl etwas verdächtig vorgekommen, denn wozu fuhr der mir nach? Fahr nur zu, dachte ich und ſtapfte querfeldein über die Felder zu unſerem Prieſterſeminar . . . ein leiſes Pfeifen, das verabredete Signal, ſachte, ſachte, ging die Hintertür auf. Ebenſo ſachte wieder zu, und dann ſaßen wir vier auf meinem Zimmer, freuten uns wie die Schneekönige über den glücklich gelungenen Streich, malten uns aus, was der Präfekt für ein Geſicht machen würde, wenn auf einmal ein Abgeſandter der Botſchaft zur Reviſion erſchiene.

XV

Meine Selbſtmordgedanken — Eine zweite Mondſcheinpromenade — 12 Kilometer in ſtockdunkler Nacht — Wieder ein Flieger — Die Amerikaner — Im Maul des Löwen — Er ſchnappt nicht zu.

Der Sonntag verging, der Montag verging, wir hatten damit gerechnet, daß Mittwoch entweder Antwort oder ein Abgeſandter der Botſchaft kommen würde.

Unſere Hoffnung erfüllte ſich nicht.

„Was fang ich nur an“, ſagte Frau Fuchs, der man mitgeteilt hatte, daß ſie vorausſichtlich erſt mit dem Oktobertransport fortkommen würde . . . „Was fang ich nur an.“ Sie war ganz außer ſich . . . „Ich bring ja nie ein geſundes Kind zur Welt, bei dieſen Qualen . . .“ Und ſie fiel von einem Weinkrampf in den anderen. Dazu machten ſich bei ihr die Anzeichen der Malaria bemerkbar. Freitag kam meine Freundin Adele in hellſter Aufregung an.

„Du mußt es wiſſen, Dada, denk dir nur, ſoeben ſagte Pèrier, daß deine Kinder überhaupt nicht kommen würden, ſondern daß du vorausſichtlich in ein Sammellager kämſt.“

Das war ja weiter keine Ueberraſchung für mich; hatte ich es doch geahnt. Doch nun beſchloß ich einen Gewaltſtreich auszuführen. Es war klar, daß die Amerikaner äußerſt wenig Intereſſe daran nahmen, was in unſerem Lager vor ſich ging. Zwar war es immer noch möglich, daß mein Brief in falſche Hände gekommen ſein konnte. Ich beſchloß, eine neue Mondſcheinpromenade zu machen, ſie aber diesmal etwas weiter auszudehnen. Es kam vor allen Dingen darauf an, mir irgend eine Kleidung zu verſchaffen, die man an mir nicht kannte. Ich nahm das Koſtüm meiner Freundin, deren Rock gerade Ballettkoſtümlänge hatte. Wir ſtöberten in einer Ecke des Lagers einen alten Strohhut auf, der wurde zurecht gemacht. Als das beſorgt war, begannen die „inneren“ Vorbereitungen. Ich ſpielte die Kranke, die gelinde Geiſtesgeſtörte. Ging nicht mehr zum Eſſen hinunter, ſondern blieb auf meinem Zimmer, verhielt mich bei etwaigen Beſuchen ſtill und ſah, wenn man direkt das Wort an mich richtete, mit verſtörtem, irrendem Blick die Fragenden an.

Und allmählich ging durch das Lager das Geraune: „Die Doctoreſſe iſt wahnſinnig geworden ... Sie hat Selbſtmordgedanken“. . Nun erwachte das böſe Gewiſſen meiner Quälgeiſter. Sie machten ſich doch wohl innerlich Vorwürfe, ich bekam liebenswürdige Zettelchen, man ſchickte mir Wein und Kuchen, bot ſich zu allen möglichen Liebesdienſten an. Doch vergebens. Die Doctoreſſe wies alles zurück. Sonnabend abend ſchleppte mich meine Freundin in den Speiſeſaal. Ich folgte mit anſcheinend großem Widerſtreben, ſaß am Tiſch, rührte mit dem Löffel in der Suppe herum und ſtierte vor mich hin.

Ein allgemeines Schweigen entstand am Tisch, das Essen blieb den anderen in der Kehle stecken bei diesen sichtbaren Zeichen irren Geistes.

Und in dieses Schweigen hinein fragte Adele:

„Was machst du denn Dada, iß doch!“

Tiefsinnig rührte ich mit meinem Löffel im Teller herum und zeigte auf eins der herumschwimmenden Brotstücke: „Ich kann nicht essen, das sieht ja aus wie lauter Ertrunkene ...“

Nun war es so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören!

Ich erhob mich und ging hinaus.

Unter diesen Frauen, die vorher nicht gewußt hatten, wie sie mich quälen sollten, war auch nicht eine einzige, die jetzt noch den Mut hatte, nur einen Bissen weiter zu essen. Verstört standen sie im Garten herum. Was wußten sie davon, daß das alles nur Komödie war; zu dem Zweck aufgeführt, glauben zu machen, daß ich Selbstmordgedanken hege, halb irrsinnig sei, damit, wenn meine Abwesenheit entdeckt wurde, zunächst im falschen Suchen Zeit verloren ging. Ich mußte die ganze Nacht vor mir haben, mußte bei Tagesgrauen aus dem Departement hinaus sein und wenn möglich noch den nächsten Tag unbehelligt bleiben.

Adele Ragusin, die mit mir das Zimmer teilte, übernahm die schwierigste Rolle in dieser Vorstellung, die für uns ein Lustspiel, für die anderen eine Tragödie war.

Da mich infolge meiner simulierten Krankheit nur selten jemand außerhalb des Zimmers gesehen hatte und meine Freunde mir das Frühstück heraufzubringen pflegten, würde es nicht schwer fallen, meine Abwesenheit bis um die Mittagsstunde zu verbergen. Dann wollte Adele hinunterstürzen, tun, als wenn sie mich überall suche, mit großer

Vehemenz die Verzweifelte ſpielen, von Selbſtmord und „in den Tod getrieben“ reden. . . .

Frau Fuchs trug die Koſten dieſer Expedition, die ja zum Hauptteil in ihrem Intereſſe gemacht werden ſollte.

Den ſchönen Hut, meinen Schirm, einen Umhängekragen der Frau Fuchs, ſowie einigen Proviant hatte ein Verſchworener im Gebüſch der Umzäunung verbergen müſſen. Gegen acht Uhr zog ich die berückend ſchöne Kleidung an, die eine direkte Vogelſcheuche aus mir machte, tat darüber meinen langen Klinikmantel und ging in Schlappſchuhen, auf meine Freunde geſtützt, anſcheinend haltlos, taumelnd, dem Zuſammenbrechen nahe in den Garten hinunter.

Scheu wichen mir alle aus. Eine von ihnen trat zu uns und gab mir die Hand, „das iſt recht, daß Sie hinunterkommen, Sie müſſen ſich nicht ſo verſtecken.“ Und als ich ihr gar nicht antwortete, ſondern in derſelben müden Weiſe weiter ſchwankte, da wandte ſie ſich, weiß bis an die Lippen, zu den anderen, und wir ſahen ſie in aufgeregtem Geſpräch beiſammenſtehen, während wir, kaum imſtande, das Lachen zu verbeißen, in der Laube verſchwanden, die in der Ecke des kleinen Gartens errichtet war und mit ihrem dichten Buſchwerk allzu große Neugierde hinderte.

Wir warteten auf das Klingeln am Tor, mit dem ſich die Milchfrau anzumelden pflegte. Das war der Augenblick, den ich benutzen wollte, denn dann mußte der Wächter zugegen ſein und konnte ſich nicht um das kümmern, was im Hintergrund des Gartens vor ſich ging.

Langſam verſank die Sonne. Die Zeit kam uns vor wie eine Ewigkeit, und wir glaubten, ſie würde nie ein Ende nehmen.

„Beng . . . beng . . .“ Endlich klapperte die roſtige kleine Schelle. Während Adele und der Junge anſcheinend

harmlos mit ihren Milchtöpfen zum Tor gingen, in Wahrheit aber genau beobachteten, ob sich ein Unberufener der Laube näherte, um mich durch einen verabredeten Pfiff zu verständigen, riß ich meinen Mantel herunter; quetschte ihn in die Aktentasche, in der ich die notwendigen Papiere und Briefe sowie einige Lebensmittel hineingepackt hatte, warf den Kragen um, nahm Mappe, Hut und Schirm unter die schützende Hülle, und eine Sekunde später schlich ich geduckt, geschützt durch das dichte Gesträuch, an der Nase des Wärters vorbei, dem Felde zu.

Wir hatten verabredet, daß zwei Kerzen in das Fenster meines Zimmers gestellt werden sollten, sobald das Haus zur Ruhe und jede augenblickliche Entdeckung ausgeschlossen war.

Auf Händen und Knien krabbelte ich wie ein dicker Frosch zwischen den breitblättrigen Kürbisstauden des Feldes der gegenüberliegenden Hecke zu, von der aus ich mein Fenster sehen konnte. Hier legte ich mich der ganzen Länge nach unter einen Busch.

Ei, ei! Einen besseren Platz hätte ich mir allerdings nicht aussuchen können. Mitten in einem Ameisenhaufen war meine Ruhestatt. Und ich konnte mich nicht bewegen, denn in diesem Augenblick gerade gingen Schritte über die Landstraße, so daß ich die intensiven und mit großem Eifer angestellten Untersuchungen, der in ihrer Nachtruhe gestörten Hügelbewohner über mich ergehen lassen mußte. In meinen Ärmel hinein rasten sie, meinen Halsausschnitt benutzten sie zur Einfallspforte, am ganzen Körper fühlte ich das brennende Kribbeln. Und hatte doch die Augen unverwandt auf das Fenster gerichtet!

Da sah ich im Dunkeln ein kleines Aufflammen, und dann wurden zwei brennende Kerzen in die Fensternische gestellt.

Mit einem Satz war ich über die Hecke hinüber, tauchte meine brennenden Hände in den Tümpel am Wege und wusch mir zunächst das schwarze Gesindel herunter.

Durch geschickte Fragen bei der Milchfrau, durch Horchen hier und da hatten wir herausgebracht, wann die Züge nach Paris fuhren, welcher Weg zu nehmen sei, um nach Tournus, der Bahnstation, in der die direkten Verbindungszüge anhielten, zu kommen. Den ersten Teil des Weges kannte ich von meinem Mondscheinspaziergang. Ihm folgte ich, dabei die Vorsichtsmaßregel gebrauchend, trotz der schnellen Gangart in dem typisch wiegenden Hinken der Hüftlahmen zu gehen. Und die Leute, die mir begegneten, fanden durchaus nichts Absonderliches in dem bescheidenen Wesen, das da hinkend und eilend durch die Nacht ihrem Heim zustrebte.

Der Mond schien taghell! Zwar war kein Wegweiser zu erkennen, aber ich sah von Ferne eine Helle, die mir verriet, in welcher Richtung Tournus lag. Und ein gütiges Geschick ließ mich auf dem rechten Wege bleiben.

Lange ging es über die völlig vereinsamte Landstraße, dann wieder eine unendlich scheinende Zeit durch einen Wald; und gerade da hatte sich der Mond hinter einer Wolke versteckt, so daß ich kaum die Hand vor Augen sehen konnte und mehrmals über Baumwurzeln böse stolperte.

Aber diese kleinen Mißhelligkeiten beeinflußten meine gute Laune nicht. Schon allein die Vorstellung: Was die Bande für Gesichter machen würde, wie sie durcheinanderwirbeln mochten, wie der Ameisenhaufen, den ich aus der Ruhe aufgestört hatte. . . . Und es war vielleicht nicht sehr christliches, nicht sehr vornehmes Gefühl, das mich so herzerwärmend durchflutete und in befriedigender Rachsucht denken ließ: Wie werden sie in Tümpeln und Pfützen nach meiner Leiche suchen, wie werden sie sich Vorwürfe

machen müſſen, mich durch ihre Grauſamkeiten, durch ihre Nadelſtiche in den Tod hineingetrieben zu haben.

Es war ſchändlich, ich geſteh es ein, was mich aber doch nicht hindert, auch die Befriedigung zu bekennen.

Endlich kamen mir die Lichter von Tournus näher, ich ſtand an der Saone und ſah . . . zwei Gendarmen, die an der Brücke Wacht hielten. Denn in Tournus ſind viele Internierte in den Munitionsfabriken beſchäftigt, und dieſe beiden hatten darüber zu wachen, daß kein Fremder die Stadt nach neun Uhr verließ oder . . . betrat.

„Wer viel fragt, kriegt viel Antwort", dachte ich mir und ging ſchlankweg an ihnen vorbei, freundlich guten Abend wünſchend, als kenne ich ſie ſeit Olimszeiten und ſei in Tournus zu Hauſe. Sie ließen ſich täuſchen; unbehelligt kam ich über die Brücke, paſſierte den zweiten Poſten, und ſtand in Tournus.

Jetzt galt es die größere Schwierigkeit überwinden. In Frankreich bekommt niemand eine Fahrkarte, der nicht im Beſitz eines Paſſierſcheins iſt, und den beſaß ich nicht. Um dennoch in den Beſitz einer Fahrkarte zu gelangen, hatten wir einen beſonderen Trick ausgedacht.

Unter meinen Papieren fand ich die Viſitenkarte einer ruſſiſchen Ärztin aus Paris. Meine Freundin Adele hatte nun einen Brief geſchrieben folgenden Inhaltes. Daß die Doctoresse ſo und ſo, dem Pfarrer von Tournus innigſt und warm empfohlen, und er gebeten würde, ihr in jeder Weiſe Hilfe zu leiſten. Dieſelbe ſei auf der Jagd nach einer von zu Hauſe entſprungenen jungen Dame. Um die Familie nicht zu kompromittieren, dürfe die Hilfe der Behörde nicht in Anſpruch genommen werden, und wolle er daher das ſeine tun, für den Fall, daß Frau Dr. S. in Verlegenheit käme. Mit ihrem ausländiſchen Akzent ſei es ihr nicht immer ganz leicht, unbehelligt durchzukommen.

Gezeichnet war der Brief Marquiſe de Caſtellane und adreſſiert an den Curé von Tournus.

Gleich hinter der Brücke ſtieß ich auf eine Gruppe von Leuten, die aus dem Wirtshaus kamen.

Es war wie ein Theater, wo jeder nur auf ſein Stichwort wartete. Denn in dieſer Gruppe von Leuten, die ich nach der Wohnung des Curé fragte, fanden ſich Elſäſſer; ſie begleiteten mich zum Pfarrhauſe.

Der Pfarrer war krank und ſein junger Vikar wollte nicht recht anbeißen.

Da gab ich den Elſäſſern den ſchönen Brief zu leſen und verſprach ihnen eine Belohnung; ſiehe da, ſie erklärten ſich bereit, mir das Gewünſchte zu verſchaffen. Einer von ihnen, der an der Bahn bekannt war, holte das Billett nach Paris unter Angabe, ich ſei ſeine Schweſter, die als Erzieherin zur Hauptſtadt wolle.

Eine halbe Stunde darauf ſaß ich im Zug nach Paris, von meinem „Bruder“ mit rührendem Abſchied entlaſſen. Ein Fliegerleutnant, der wohl einiges von Ratloſigkeit und ſo weiter aufgeſchnappt hatte, ſagte: „Ach ſeien Sie ohne Sorge, Monſieur, ich werde ſchon Ihrer Schweſter helfen.“

Zur Entſchuldigung für dieſen forſchen Draufgänger, muß ich ſagen, daß ein dichter Schleier mein Geſicht verhüllte, und da ich von Geſtalt ſehr ſchlank bin, glaubte er wohl ein junges Mädel vor ſich zu haben . . . ich hütete mich auch ſchwer, ihn aus ſeiner Illuſion zu reißen, denn ich brauchte ihn, den neuen Beſchützer, dringend, um in Paris möglichſt ungeachtet durch die Sperre und aus dem Bahnhof hinauszukommen. Es konnte doch ſein, daß zufälligerweiſe einer der Gendarmen, die mich von früher kannten, Dienſt hatte, und dann wär ich natürlich ſofort ins Kittchen geflogen, woran mir herzlich wenig lag.

Mein neuer Beſchützer und ſeine Kameraden erwieſen

ſich als ſehr fürſorgliche Herren. Alles, was ſie nur Gutes zu eſſen auftreiben konnten, ſetzten ſie mir vor . . . hätten ſie ahnen können, wen ſie da mit all ihren franzöſiſchen Delikateſſen fütterten!

Um ſieben Uhr früh kamen wir in Paris an. Mein kleiner Fliegerleutnant drängte um ein Rendezvous, das ich ihm auch bewilligte. Warum nicht? Zwiſchen Bewilligen und Ausführen iſt noch ein großer Schritt!

Nachdem ich meinen äußeren Menſchen von den Spuren dieſer elf Kilometer Nachtpromenade gereinigt und meinen inneren durch einen guten Kaffee geſtärkt hatte, fuhr ich nach der amerikaniſchen Botſchaft hinaus und hatte das Glück, trotzdem Sonntag war, Mr. Thomas, den Erſten Sekretär, anzutreffen.

Als ich ihm meine Sache klargelegt, ihm die Briefe und Beſchwerden vorgewieſen, erſuchte ich ihn um die Gründe der völligen Nichtachtung meines erſten Schreibens.

Er war kalt wie eine Hundeſchnauze: „Sie ſollten ſich um Ihre eigenen Sachen kümmern,“ ſagte er, „und nicht um die Angelegenheiten der Deutſchen, Sie verderben ſich Ihre Sache . . . Ich kann nichts tun . . . reichen Sie Ihre Beſchwerde ſchriftlich ein.“ Damit komplimentierte er mich in unzweideutiger Weiſe zur Tür hinaus.

Ich wies ihn darauf hin, daß ich doch nicht ſo in Paris herumgehen könne, ſondern der Gefahr ausgeſetzt ſei, verhaftet zu werden, ich ſprach ihm von den Mißhandlungen, die ich erduldet hatte, von den unerhörten Vorgängen im Lager. . . . Wenn die amerikaniſche Botſchaft nicht irgendwie für mich eintreten, mich beſchützen könne, würde die Polizei ja bald hinter mir her ſein.

„Dann werde ich ja von der Polizei auch Nachricht bekommen“, entgegnete er kühl und öffnete die Tür.

Das war also die Neutralität, das war der Schutz, den die amerikanische Gesandschaft Deutschen zu geben, verpflichtet war . . . auch hier wieder dieselbe Sache. Weil ich mich der Angelegenheit der armen kleinen Frau Fuchs annahm, wies man mich zurück, wie es seinerzeit das Kriegsgericht getan hatte.

Ich wollte nicht warten, bis die Treibjagd hinter mir los ging, sondern dachte mir: „Mehr als zuschnappen kann der Löwe auch nicht, da geh ich ihm lieber gleich ins Maul hinein", und begab mich zum . . . Ministerium des Innern.

Bei einem Schutzmann auf der Straße erkundigte ich mich . . . wohin ich mich zu wenden hätte in den Angelegenheiten eines aus einem Lager geflüchteten Deutschen. Es wisse noch niemand davon, und mir läge daran, daß die Sache an der richtigen Stelle zur Anzeige käme. Der Mann bewunderte meinen Patriotismus, der mich, wie ich ihm gesagt hatte, die weite Reise aus der Provinz machen ließ, um diese Enthüllungen zur Kenntnis der Behörden zu bringen, und schrieb mir ganz genau auf, in welches Bureau, an welchen Beamten ich mich zu wenden hätte, grüßte respektvoll und öffnete mir selbst die Tür des Automobils, in dem ich zum Ministerium fuhr.

Ich hatte wieder Glück. In der Direktion Sûreté Générale kam ich mit meinen schönen, im Prinzip durchaus wahren Angaben schnell zum Sekretär des allmächtigen, gefürchteten Oberhauptes der französischen Polizei. „Monsieur," sagte ich, „wollen Sie mir bitte die Versicherung geben, mich in Ruhe anzuhören, ich habe Ihnen wichtige Mitteilungen zu machen über eine gestern geschehene Straftat, die für mich selbst eventuell unangenehme Folgen haben könnte. Können Sie mir zusichern, daß ich unbehelligt bleibe?"

Der kleine grauhaarige Menſch, dem wohl die Art und Weiſe meines Sprechens bewies, daß es ſich tatſächlich um wichtige Dinge handelte, gab mir dieſe Zuſicherung.

„Schön“ . . . ſagte ich dann, „dann halten Sie ſich nun mal recht feſt an ihrem Stuhl, ich bin die wegen Spionage zu zwei Jahren Gefängnis verurteilte Doctoresse Booth, die nach Abbüßung ihrer Strafe zum Lager Cuiſery gebracht wurde und geſtern abend einhalb neun aus dieſem Lager entſprungen.“

Tableau!

!!!!

Als ich ſah, daß er ſich von ſeinem namenloſen Schrecken erholt hatte, legte ich ihm die Gründe ausführlich dar und ſchloß: „Somit ſtelle ich mich nun unter Ihren Schutz, mich und meine unglücklichen Leidensgefährten in der Hoffnung, daß das franzöſiſche Miniſterium, trotzdem es unſer Feind iſt, ſich ſeiner Menſchlichkeit mehr bewußt ſein wird als das neutrale, alle neutralen Geſetze verletzende Amerika.“ Ich ſagte dann, daß er nicht glauben ſolle, mich auf ſo billige Weiſe loszuwerden, daß ja meine Akten die Mißhandlungen, die ich in St. Lazare und Rennes erleiden mußte, aufweiſen dürften. Ich wies ihn darauf hin, daß meine Freunde in England auf Umwegen von dieſen Mißhandlungen erfahren hätten, und deutete ihm an, daß ich im Falle eines Entgegenkommens bereit ſei, vorläufig zu ſchweigen und auch ſie dazu zu veranlaſſen. Dieſes Entgegenkommen ſollte darin beſtehen, daß Frau Fuchs von einer Einhaltung der vorgeſchriebenen Friſt befreit und ebenfalls dem nächſten Transport angeſchloſſen würde, daß man mir meine Sachen aus der Rue des Feuillantines zu holen erlaubte und mich ebenfalls ſchleunigſt nach der Schweiz abſchob. Dann ſei ich bereit, mich einem Rücktransport zum Lager widerſtandslos zu unterwerfen, wenn dieſer

Transport von einem Zivilbeamten mit aller Rücksicht ausgeführt würde.

Ich übergab ihm die Beschwerde der Frau Fuchs bei der amerikanischen Botschaft, die der Sekretär verweigert hatte, entgegenzunehmen; gab ihm des weiteren, was ich an Papieren mitgenommen hatte, und er verschwand damit im Zimmer seines hohen Chefs.

Ich hatte nicht lange zu warten. Nach einer halben Stunde schon kam er wieder heraus: „Madame, Ihrer Bitte betreffs der Sachen wird entsprochen, ebenso sind die Angelegenheiten der von Ihnen vertretenen Personen zur schnellen Prüfung übernommen. Sie können nachher zur Rue des Feuillantines fahren, sich Ihre Sachen holen, ein Beamter wird Sie begleiten und Sie auch nach Cuisery zurückbringen."

Ich sah es ihm an, daß ihm nie ein Bericht soviel Vergnügen gemacht hatte wie der, den er soeben seinem Chef vorgetragen. Das Lächeln stand noch auf seinem Gesicht. Er brachte mich die Treppen hinauf zu einem anderen Bureau, in dem mich zwei höhere Beamte erwarteten. Auch diese lachten.

Es wurde nun ein Protokoll aufgenommen, warum ich gekommen war, was mich bewogen hatte, mich in den Schutz des französischen Ministeriums zu stellen gegen die Nachlässigkeit der amerikanischen Botschaft. Einer der Herren entpuppte sich als Inspektor Guerre, ein scharmanter, älterer Herr, seiner Fürsorge wurde ich anvertraut.

Offen gestanden, glaubte ich noch nicht so recht an den Frieden. Es schien mir zu unwahrscheinlich, daß man einer Frau, die man zuerst so gröblich behandelt hatte, nun auf einmal mit vollendeter Rücksicht alle Wünsche erfüllte. Eine leise Unruhe war in mir, ob nicht doch vielleicht aus irgend-

einer Ecke durch irgendeine Tür plötzlich ein Gendarm hereinspazieren möchte, um mich in das Depot zu bringen.

Das Wiedersehen mit dem Oberaufseher!

Ich ließ mir jedoch von der Unruhe nichts merken, trat weiter frisch und keck auf, und als der Inspektor mir nun vorschlug, zunächst ein Dejeuner einzunehmen, da sagte ich natürlich nicht nein.

Ich hatte den Herren alle Einzelheiten meiner Vorbereitungen erzählt, verschweigend, daß mir irgend jemand Hilfe geleistet hatte, denn ich wollte meine Freunde nicht hereinfallen lassen. Mittlerweile war es zwölf Uhr geworden, Inspektor Guerre hob sein Weinglas und trank mir zu: „Auf Ihre Auferstehung!"

Ich sah ihn etwas verständnislos an.

Da lachte er und zeigte auf die Uhr. Und ich begriff.

Jetzt würde wohl gerade der größte Rummel im Lager sein, jetzt würde wohl Adele ihr ganzes Schauspielertalent aufbieten, um meinen Selbstmord glaubhaft zu machen. Nun würden sie bald mit Stangen losziehen und die sämtlichen Teiche der Umgebung absuchen; sie würden meinen weißen Kittel finden, den ich mit Bedacht halb versteckt unter der Hecke des Weges eine halbe Stunde vom Lager hingelegt hatte. Ich sah den Landgendarmen triumphierend mit diesem Kittel ankommen, sah die ganze aufgeregte Gesellschaft, den dicken Direktor an der Spitze, getrieben von ihrem bösen Gewissen, in ratloser Bestürzung beisammenstehen . . .

Sie möchten mich überall suchen, und wenn sie an meinen Selbstmord nicht glaubten, in alle Richtungen ihre Spürhunde schicken; da wo ich war, vermuteten sie mich nicht.

Diese vergnügten Bilder und der gute Wein machten es,

daß der Inſpektor und ich in höchſt vergnügte Stimmung gerieten.

„Ja ſehen Sie," meinte er, „Sie haben mit Ihrem Streich viel mehr ausgerichtet, als Sie überhaupt ahnen. Wir waren nie ſo recht im klaren, ob Sie nicht doch eine Vollblutdeutſche ſeien, aber dieſe heutige Eskapade bewies uns das Gegenteil. So etwas bringt keine Deutſche fertig. Die ſind viel zu ſehr an Peitſchen gewöhnt, als daß ſie rebellieren würden, und haben eine viel zu große Furcht vor der Polizei, um, wie Sie heute einen derartigen Genieſtreich auszuführen ... Ich verſichere Ihnen, Seine Exzellenz, der Herr Miniſter hat lange nicht ſo gelacht wie bei dem Bericht, den ich mit allen Einzelheiten zu machen hatte. Jetzt wiſſen wir ja, daß Sie wirklich wohl unſchuldig gelitten haben, und darum gibt man ihren Wünſchen nach ... Das iſt ein echt engliſcher Streich!"

Alſo darum! Nun war ich beruhigt und ſah, daß man tatſächlich keine weiteren Hintergedanken hatte.

Eine Deutſche die Peitſche fürchten!

Lieber Inſpektor Guerre, Sie ſind ſehr nett zu mir geweſen, von Anfang bis zu Ende, aber mit dieſen Worten hier will ich ihnen doch beweiſen, wie wenig Sie Deutſchlands Frauen kennen. Die fürchten ſich nicht vor der Peitſche, die fürchten Gott und ſonſt nichts auf der Welt. Damals aber hütete ich mich, dergleichen zu äußern, ſondern ſtellte mich auf den Standpunkt: „Alles, was ihr tut, iſt eure verdammte Pflicht und Schuldigkeit, wofür ich nicht einmal danke zu ſagen habe."

Durch das Miniſterium aber ging an dieſem Sonntagmorgen ein einziges großes Lachen.

XVI

Autofahrt durch Paris — Besuch bei Kreutzer.

Als die gemütliche Frühstücksstunde hinter uns war, kam der Glanzpunkt des Tages. Im Ministerium wartete unser das höchst offizielle Automobil des hohen Hauses, uniformierter Chauffeur, noch ein Agent in Zivil, und in angeregter Unterhaltung fuhren wir zu .... den Damen Kreutzer.

Das war ja nun allerdings ein Wechsel der Geschicke, und die Damen Kreutzer rissen ihre Augen so weit auf, wie es nur eben ging, und vergaßen in ihrem Erstaunen sogar zu schmähen. Mit welchem wonnigen Gefühl sah ich mir meine so lange entbehrten Koffer an!

In schneller Fahrt ging es zum Ministerium zurück, dort stellte man mir ein kleines Toilettezimmer zur Verfügung, und zum erstenmal seit zwei langen Jahren gab ich mich dem Vergnügen hin, so recht ausführlich, mit allen Schikanen, Parfüm und Puder inbegriffen, Toilette zu machen.

Mit meinem Räuberkostüm war ich in diese Kabine hineingegangen, und als ich wieder herauskam, blitzsauber, stimmungsvoll angezogen, geschniegelt und gestriegelt, da riß mein kleiner Sekretär die Augen auf genau wie Fräulein Kreutzer; nur war es bei ihm freudige Ueberraschung.

„Aber Madame," rief er, „Sie sind ja um zehn Jahre verjüngt", und er ließ nicht nach, ich mußte mir meinen Hut aufsetzen, und dann gingen wir beide bummeln.

Zuletzt landeten wir in einem Café an den Champs Elysées. Dort saß das „Haupt der deutschen Spionage" quietschvergnügt unter den treupatriotischen Franzosen, trank ihren Kaffee, freute sich diebisch in Gedanken an das,

was in Cuisery vorgehen würde, und wünschte, eine Fernphotographie, so wie sie da saß, dem Direktor zur besonderen Herzerquickung schicken zu können.

Auch mein Begleiter, dem ich diese Gedanken mitteilte, amüsierte sich nicht schlecht. Plötzlich stieß er mich an: „Da kommt Inspektor Guerre.“ Schnell zog ich den Schleier hinunter und ging ihm entgegen. Erst als ich lachte, erkannte er mich und war genau so aus den Wolken gefallen über die Veränderung, die mit mir vorgegangen war, wie der Attaché. Nun gab er selbst zu, daß ich wirklich wie eine Vogelscheuche ausgesehen hatte. Und bat sich den schönen Hut à la Heilsarmee aus zur Erinnerung an die kühne, kecke Engländerin, die sich weder um Polizei noch um Ministerium kümmerte.

Man hatte mir in der Rue des Feuillantines meine Schmucksachen nicht ausgeliefert, so fuhr er selbst noch einmal mit, und als auch das erledigt war, ging es mit Sack und Pack zum Bahnhof. Hier verehrte mir der Attaché zum Abschied eine kleine Flasche Parfüm mit den Worten: „Damit wir in Zukunft in besserem Geruch bei Ihnen stehen.“ Dann ernster werdend fuhr er fort: „Ich soll Sie im Auftrage des Ministers fragen, ob Sie noch irgend eine Beschwerde haben.“

Eigentlich wollte ich lachen, aber ich bezwang mich und antwortete so hochmütig wie nur möglich: „Nein, vorläufig habe ich keine Beschwerde, das Ministerium hat ja heute alles getan, um mich die Mißhandlungen etwas vergessen zu machen. Vorausgesetzt, daß nun auch im Lager bei meiner Rückkehr der Direktor sich keine neuen Ueberschreitungen erlaubt, bin ich gern bereit, die Unbill um des gezeigten guten Willens zu vergessen.“

Diese moralische Rede machte einen tiefen Eindruck auf beide. Ich sah, wie sie befriedigte Blicke wechselten, und der

Attaché verabschiedete sich mit den Worten: „Mes hommages, Madame“. Und ich war infam genug, ihm zu sagen: „Meine Empfehlungen an Herrn Hammel.“

XVII

Die große Neuigkeit — Die Heimkehr der verlorenen Tochter — Von neuem hinter den Gittern — Dreist und gottesfürchtig — Zum letzten Mal in Gefahr

Und eilfertig trug uns der Zug Cuisery entgegen.

Die Sache wurde allmählich kritisch sowohl für den Direktor des Lagers als auch für den Präfekten.

Sonnabend abend war ich geflüchtet! Spätestens Sonntag mittag ein Uhr mußte es der Direktor gewußt haben. Und bis Sonntag abend neun Uhr war noch keinerlei Nachricht im Ministerium angelangt. Und es handelte sich doch um die Flucht, beziehungsweise den Selbstmord einer Kriegsgefangenen! Das sagte auch der Inspektor und freute sich im voraus, was der Direktor machen würde, wenn er mich hinbrächte und sagte: „Ach entschuldigen Sie, mein Herr, vermissen Sie nicht eine der Internierten, sie hat sich im Ministerium des Innern wiedergefunden.“

Da der Inspektor in Cuisery nicht bekannt war, beschlossen wir, erst in aller Ruhe zu frühstücken, ehe wir uns auf den Weg zum Lager machten, das ungefähr eine halbe Stunde vom Bahnhof entfernt war.

In dem Bahnhofshotel bestellte er den Kaffee, und als das junge Mädchen auftischte, fragte er sie im biederen Ton eines braven Bürgers, dem alle Hintergedanken weltenfern liegen, nach den Neuigkeiten der Umgebung.

„Oh, es ist eine Boche durchgebrannt.“

Der Inſpektor erſtickte beinahe vor Lachen, und ich biß in mein Taſchentuch. Es war ja doch eine zu ulkige Szene. Mir ſelbſt erzählen zu laſſen, daß ich durchgebrannt war.

„So, ſo," meinte der Inſpektor, „eine Boche? Hat man denn noch keine Spur?"

„Nein," erwiderte das Mädchen ahnungslos, „bis jetzt noch nicht — man glaubt, daß ſie ſich das Leben genommen hat."

„Na, na, ſo ſchlimm wird's nicht gleich ſein, die iſt eher wieder da, als Sie denken!"

Es hielt mich nicht mehr, ich mußte vor die Tür gehen, ſonſt wäre ich in ein helles Lachen ausgebrochen.

Als ich wieder hereinkam, meinte er: „Ich habe mir die Sache anders überlegt, wir werden gar nicht erſt den Direktor bemühen, ſondern ich liefere Sie einfach im Lager ab und fahre nach Paris zurück. Es ſchadet ihm durchaus nicht, wenn er mal ein bißchen in Ängſten ſchwebt." Wir verabredeten nun, daß ich unter keiner Bedingung ſagen ſollte, wie ich meine Flucht bewerkſtelligt hatte, wo ich geweſen war, wieſo ich zu meinem Koffer kam. Denn das Miniſterium wollte gern wiſſen, in welchem Umfang der Präfekt ſeine Pflicht erfüllen würde.

Das Gepäck an der Bahn zur ſpäteren Hinausbeförderung laſſend, nahm ich nur eine kleine Handtaſche ſowie meine Schirmhülle, und wir wanderten los.

Es war ein wunderbarer Herbſtmorgen, ſo klar und rein, daß dieſer Spaziergang ein Hochgenuß wurde. Die uns begegneten, hielten uns wohl für Onkel und Nichte, denn daß da ein Inſpektor des Miniſteriums eine durchgebrannte Kriegsgefangene, eine Spionin, zum Lager zurückbrachte, auf den Gedanken kam niemand.

Auf halbem Wege begegnete uns der Wächter, der den Nachtdienſt tat und auf dem Heimweg war. Erſt als ich

dicht vor ihm war, erkannte er mich, und der Korb fiel ihm aus der Hand.

„Ma — Ma — dame!“ ſtotterte er, „wo kommen Sie denn her?“

Ich ſah ihm gerade in die Augen hinein und erwiderte ganz nachläſſig, als ſei es die ſelbſtverſtändlichſte Sache von der Welt: „Ich hab' mich im Wald verlaufen, der Herr da hat mich gefunden und bringt mich wieder zurück.“

Jacquet ſah wohl den Schalk in meinen Augen: „Oh, das iſt nicht wahr, Sie ſind ja ganz neu gekleidet und haben Gepäck bei ſich!“

„Das hab' ich auch im Wald gefunden,“ ſagte ich und lachte, „im Wald findet man mancherlei Früchte, Monſieur Jacquet — und am Bahnhof ſtehen noch einige Koffer, die ſollen Sie mir noch nachbringen.“

Kopfſchüttelnd ging Jacquet davon. Wir beide ſahen ihm nach, und mein Begleiter ſagte ſchmunzelnd: „Sie haben Ihre Sache ausgezeichnet gemacht, Madame, bleiben Sie dabei. Will jemand wiſſen, wo Sie waren, der kann ſich ja an uns wenden.“

Das Hallo, als wir im Lager ankamen und bekannt wurde, die Doctoreſſe iſt wieder da! Sie waren ſo froh, mich lebend wiederzuſehen, ſo froh, mein „Erſäufen“ nicht auf dem Gewiſſen zu haben, daß ſie, ihre frühere Scheu vor der Zuchthäuslerin vergeſſend, auf mich losſtürzten. Ich verabſchiedete mich von dem Inſpektor Guerre, der mir in Gegenwart des Wächters die Verſicherung gab, daß mir nichts geſchehen ſolle, und daß ich nicht zu fürchten brauchte, in ein Konzentrationslager übergeführt zu werden, ſondern mit dem erſten Transport in die Schweiz abgeſchoben werden würde.

Wir ſchüttelten uns die Hände, und ich ging mit meinen

Freunden, mir von ihnen erzählen zu laſſen, was alles während meiner Abweſenheit im Lager vorgegangen war.

Ich hatte ſchnell Mama Fuchs dem Inſpektor vorgeſtellt, und ſie war ſelig, als ſie die Gewißheit erhielt, ebenfalls in kurzer Friſt zur Heimat abfahren zu können.

Alles hatte geklappt. Und meine Dédé ihre Rolle ſo gut geſpielt, daß lange Zeit verging, ehe man Verdacht ſchöpfte, es könne hinter dem ſogenannten Selbſtmord doch vielleicht eine Flucht ſtecken. Und der eiligſt herbeitelegraphierte Oberbeamte der Präfektur von Macon hatte auf ſeine Uhr geſehen: „Wenn ſie wirklich erſt heute morgen geflüchtet iſt, ſo kann ſie jetzt ſchon über der Grenze ſein.“ Aber dennoch ſetzten ſie einen ganzen Verfolgungsapparat in Bewegung.

Während der Zeit, juſt in derſelben Stunde, ſaß ich in Paris in den Champs Elyſées und trank wunderbaren Pariſer Kaffee.

Natürlich beſchuldigte man meine drei Freunde, mir geholfen zu haben. Zum Glück hatte die Adele ein ziemlich dickes Fell, und alle Drohungen zwangen ſie nicht, mit der Wahrheit herauszurücken. Frau Fuchs aber, die gar kein Franzöſiſch ſprach, konnte natürlich auch die Drohungen nicht verſtehen und blieb ziemlich unberührt bei dem Sturm, den ich entfeſſelt hatte.

Um elf Uhr kamen meine Koffer, aber auch zu gleicher Zeit der Befehl Seiner Hochwohlgeboren, des Direktors, mich in dem einzigen vergitterten Raum, den das Lager aufwies, einzuſchließen.

Man warf mir einen Strohſack hinein, ſo dünn, daß ich ebenſo gut auf der Erde hätte liegen können.

Was machte ich mir daraus! Vorläufig zehrte ich noch von der Erinnerung an dieſen ſchönen Ausflug nach Paris, und dann wußte ich ganz genau, daß dieſer Iſolierungsbefehl nichts weiter war als ein Ausfluß der ohnmächtigen

Wut des Präfekten, außerdem trennten uns nur noch vierzehn Tage vom Auslieferungsdatum. Wohl würde ich jetzt auf die Freude, meine Kinder vor der Abreise begrüßen zu können, verzichten, doch ein gebranntes Kind scheut das Feuer, und ich hielt es für das allerwichtigste, zunächst überhaupt heil aus Frankreich heraus zu sein. Alles weitere würde sich dann schon finden.

Aus meinen Koffern baute ich mir eine Stellage, auf die ich den Stuhl setzte, den man mir gelassen hatte. Da die Fenster sehr tief hinuntergingen, saß ich nun sozusagen an der frischen Luft.

Den ganzen Garten konnte ich überblicken und sah die anderen Internierten herumgehen, konnte auch mit dem einen oder anderen ein Wort sprechen. Es war vom Präfekten der strenge Befehl ausgegeben worden, daß niemand auch nur ein Wort mit mir wechseln dürfe und harte Strafen, wie Entziehung der Korrespondenz, Einzelhaft, Entziehung des Privilegs, sich Nahrungsmittel kaufen zu dürfen, waren angedroht.

Zuerst kam der Direktor. Mit allen Mitteln versuchte er aus mir herauszulocken, wo ich gewesen war und so weiter. Und als ich jede Auskunft verweigerte schrie er: „Sie werden es schon bekennen müssen; ehe Sie nicht angeben, wer Ihnen geholfen hat und wo Sie gewesen sind, kommen Sie einfach nicht hier heraus . . .“

Dann kam der Herr „Commissaire spécial“.

Ihm sagte ich harmlos lächelnd dasselbe wie dem Wächter.

„Sie wollen mich wohl an der Nase herumführen, Madame, . . . Sie müssen wissen, daß Sie hier in unserer Macht sind, das Ministerium hat nichts zu sagen, sondern Sie unterstehen dem Präfekten. Ich lasse Sie augenblick-

ſich heraus, wenn Sie die Angaben machen, die wir wünſchen. Wer hat Ihnen geholfen?“

„Das ſollte mir gerade noch einfallen“, erwiderte ich ihm. „Ich kann Ihnen nur das eine ſagen, daß die Quälereien hier im Lager, die zum größten Teil der Präfekt verurſacht hat, die Schuld daran tragen. Wo ich geweſen bin, was ich getan habe, wenn Sie darüber Näheres wiſſen wollen, dann wenden Sie ſich doch , bitte, an das Miniſterium. Dies wird Ihnen darüber Auskunft geben, wenn . . es dies für richtig hält.“ Damit mußte er ſich zufrieden geben. Hatte aber wohl auch Inſtruktion, mich nicht mit Fragen zu quälen. Die Anordnung des Direktors, daß ich mir keinerlei Zuſatznahrung kaufen durfte, hob er auf, zur größten Wut des letzteren.

Von da ab ſaß ich den ganzen Tag in meinem Fenſter, benutzte die aufgezwungene äußerliche Einſamkeit, die ja doch kaum Einſamkeit zu nennen war, dazu, den Inhalt meiner Koffer zu revidieren und emſig zu nähen, ſowie . . . mit meinen Freunden zu verkehren.

So ſtreng ſie mich auch bewachten, ſo ſehr ſie auch bemüht waren, es zu verhindern, es fand ſich doch ein Ausweg.

Wir hatten eine alte Dame im Lager, mit der ich mich allerdings infolge ihrer fortwährenden Schmähreden über Deutſchland und ihres Zynismus in religiöſen Fragen nie gut geſtanden hatte.

Frau von M., die ihres Alters wegen die Treppe nicht ſteigen konnte, bewohnte das kleine Parterrezimmerchen, das neben meiner ſogenannten Zelle lag. Zwiſchen dieſen beiden Räumen befand ſich eine Flügeltür.

Zuerſt bahnte ſich eine Korreſpondenz unter der Tür her an, die gute alte Dame, alle frühere Unfreundlichkeit vergeſſend, verſorgte mich auf dieſem Wege mit Zucker, Butter,

Zeitungen, bis sie eines Abends herausgefunden hatte, daß die Türe . . . sich auch öffnen ließ.

Von da ab war die Sache geradezu ideal. Bei Tage markierte man den Gefangenen, den Harmlosen und abends, sobald der Wächter zu Bett gegangen und das ganze Haus ruhig geworden war, quetschte ich mich durch die Türspalte und tat mich gütlich an allerlei Leckerbissen, die Frau M. mir auftischte.

An diesen „Abendessen" nahm selbstverständlich meine Freundin teil.

Ebenso dreist und gottesfürchtig wie ich, fragte sie nicht nach Verboten und Drohungen; die beiden anderen waren allerdings vollkommen eingeschüchtert.

Die vierzehn Tage vergingen wie der Wind. In der letzten Stunde, alle anderen waren schon benachrichtigt, und ich fürchtete, wieder ausgeschlossen zu sein, kündigte mir der Direktor an, daß auch ich gehen dürfe.

Hurra, hurra, hurra!

Die Reise vollzog sich vorschriftsmäßig bis Bellegarde. Da nun mußte ich mich als einzigste von allen Frauen körperlich sehr scharf visitieren lassen, dann wurden meine Koffer durchsucht. Da unsere Briefschaften bereits am Tage vorher von einem Kommissar geprüft worden waren und den Stempel sowohl des Kriegsgerichtes, als auch der verschiedenen Gefängnisse trugen, war diese Visitation die am wenigsten zu fürchtende.

Erst aber als wir auf Schweizer Boden waren, atmete ich auf und gab mich so recht der Freude hin, zu wissen: „Noch ein paar Stunden, und wir sind auf deutschem Boden!"

Digitized by Google

XVIII

So grüß' ich dich, mein Heimatland.

Wir waren des Nachmittags angekommen, und nachts um eins ging unſer Zug weiter, Bern zu, der Heimat zu.

So müde ich war, an Schlaf war nicht zu denken. Die anderen waren längſt eingeſchlummert, ich ſtand am Fenſter und ſah in die Nacht hinaus. Mir war, als ſei ich aus einem Traum erwacht, als begännen langſam die Glieder neues Leben zu ſpüren.

Die Schweizer hatten uns rührend freundlich und lieb empfangen. Von Kopf bis zu Fuß wurden die Bedürftigen neu ausgeſtattet. Zuerſt bewirteten ſie uns mit Kuchen und Tee. . . . Dann bekamen wir ein warmes Abendeſſen.

Das war wahre Neutralität.

Der Schweizer Kommiſſar, ein typiſch liebenswürdiger, offenheiterer Menſch, mit dem ich mich lange unterhalten hatte, zeigte ſich im tiefſten Innern empört über die Art und Weiſe, wie ich behandelt worden war. Die anderen konnten ihm ja doch beſtätigen, wie elend, wie verhungert ich bei meiner Ankunft geweſen, ſie konnten ihm beſtätigen, mit welch teufliſcher Luſt ich im Lager gequält wurde. Und als ich ihm meine Erfahrungen auf der amerikaniſchen Botſchaft erzählte, da erwiderte er auf meine bitteren Klagen über eine ſolche Verhöhnung aller Neutralität:

„Das wiſſen wir längſt, Madame, Sie ſind nicht die erſte, die ſich darüber beſchwert."

Und als ich ſagte: „Ja, warum haben wir nicht die Schweiz zum Vertreter?", da lachte er. Es war ein ſchelmiſches, vielſagendes Lachen. „Noch iſt ja nicht aller Tage Abend."

An alles das mußte ich denken, während der Zug uns in die Nacht hinaustrug.

War nun wirklich alles Leid hinter mir? Kaum konnte ich es glauben.

Die Jahre des Leidens, der Entbehrung, der Schmach und der Not, sollten sie hinter mir liegen?

Die ganze Sehnsucht nach der Heimat brach hervor: „O Deutschland, du mein Deutschland.“

Blühten nicht die Blumen heller, sangen nicht die Vögel schöner in der Heimat?

Das nun alles wiedersehen, das nun alles wieder haben, wieder deutsche Laute hören, deutsche Gesichter sehen . . . weit ab sein von Falschheit und Niedertracht. Heraus aus der Zivilisation, die Unmenschlichkeiten erzeugte, hinein zur Natur, die vielleicht grob, aber ehrlich war. . . .

Ich hätte beinahe geweint vor Freude, als in Bern liebe Landsleute zu uns in den Zug kamen. Sie brachten uns Milch und alle möglichen Erfrischungen, gaben uns weiche Kissen und Taschentücher.

Und es war erst morgens vier Uhr!

Wie tat er wohl, dieser erste Beweis deutscher Liebe.

Und dann, dann näherten wir uns der Heimat.

Dann kam der Augenblick, wo die schwarzweißroten Grenzpfähle zum ersten Male auftauchten, wo die ersten Feldgrauen uns ein jubelndes, freudiges „Willkommen in der Heimat!“ zuriefen.

Und vergessen war alles, die Heimat war uns zurückgegeben. Hinter uns lag das Leid, vor uns das Leben.

Und als habe der Himmel ein Verständnis für den Jubel, der uns erfüllte, so wunderbar blaute er über uns, als wolle er uns sprechen von der wolkenlosen Zukunft.

„So grüß' ich dich, mein Heimatland!“

Kriegsgefangen in England und Frankreich

Crompton. „U 41" — der zweite „Baralong"-Fall. Von Oberleutnant z. S. Crompton. Unser gerechter Zorn über die heimtückische Vernichtung dieses U-Boots unter Mißbrauch der neutralen amerikanischen Flagge wird aufs neue entflammt, wenn wir von dem einzig überlebenden Offizier Näheres über das Verbrechen erfahren und von ihm hören, wie England die letzten Zeugen seiner Schandtat zu beseitigen versuchte. — Mit acht Bildern. — Preis 1 Mark.

Kriegsgefangen — über England entflohen! Von Leutnant der Reserve Robert Neuban. Der Verfasser, der in französische Gefangenschaft geraten war, erzählt seine Schicksale in Feindesland und die ihm mit geradezu indianerhafter List gelungene Flucht über England und Schweden. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Kriegsgefangen bei der Jungfrau von Orleans. Von Sepp Spannmacher. Eines Bayern köstliche Satire auf die vielgerühmte französische Kultur, die er als Kriegsgefangener im Zeltlager von Orleans und auf den Dörfern der Loiret von Grund auf kennen gelernt hat. — Preis 1 Mark.

Kriegsgefangen in Rußland

Rund um die Erde zur Front. Dem Flüchtling nacherzählt. Von Otto Anthes. Die fesselnde Geschichte eines Deutschen, dem es nach zwei mißlungenen Fluchtversuchen endlich glückte, unter schrecklichen Gefahren und Entbehrungen aus russischer Gefangenschaft durch Sibirien in die Mongolei, nach Peking und von da über Japan, Amerika, England und Norwegen in die Heimat zu entkommen. — Mit acht Bildern. — Preis 2 Mark. — Gebunden 3 Mark.

Dem Reiche der Knute entflohen. Dem Flüchtling nacherzählt. Von Alexander Heymann. Voll frischer Anschaulichkeit, mit keckem Humor berichtet der junge deutsche Kaufmann über seine waghalsige Flucht aus dem Gefangenenlager Wjatka, seine mühselige Wanderung nach Archangelsk und seine Fahrt als blinder Passagier eines norwegischen Dampfers in die Freiheit. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Zivilgefangener Nr. 759. Die Flucht eines deutschen Seemanns aus Rußland. Selbsterzählt von Martin Leistikow. Der Verfasser gibt uns kund, was er mit ungebrochener Frische als Arbeiter bei den russischen Bauern erlebte und wie er als „russischer Rekrut" entwischte. Preis 1 Mark.

Aus der Hölle empor. Erlebnisse eines aus russischer Kriegsgefangenschaft Ausgetauschten. Von Hans Buchholz. Ein in seiner Schlichtheit ergreifender Bericht über die unsäglichen Leiden, denen unsere verwundeten Kriegsgefangenen in Rußland preisgegeben sind. — Preis 1 Mark.

Meine Leiden in russischer Gefangenschaft. Erlebnisse der Frau Admiral von Mauler. Von Binzi Franiel. Ein Buch voll trauriger Schicksale und doch herzerhebend durch den Heldenmut, mit dem die vielgeprüfte tapfere Frau, eine österreichische Admiralsgattin, ihr Martyrium erträgt. — Mit einem Bildnis. — Preis 1 Mark.

Kriegs-Abenteuer

Tausend Pfund Sterling Kopfpreis, tot oder lebendig. Fluchtabenteuer des ehemaligen Prisenoffiziers S. M. S. „Emden", Kapitänleutnants d. R. Julius Lauterbach. Der Verfasser erzählt, wie er aus dem Gefangenenlager von Singapore entflieht, mit List und Kühnheit allen englischen Nachstellungen entgeht und unter den unglaublichsten Abenteuern über Sumatra, Java, die Philippinen, China, Japan und Amerika in die Heimat entkommt. — Mit einem Bildnis und zwei Karten. Preis 1 Mark Gebunden 2 Mark

Mit falschem Kurs unter englischem Kommando. Fluchtabenteuer. Selbsterlebt und selbsterzählt von Otto Schenk. Der junge Seemann entflieht aus einem Internierungslager in Südamerika als Däne über die Kardilleren und entkommt als Deckjunge auf einem skandinavischen Segler nach Norwegen, indem er das englische Prisenkommando durch falsches Steuern prellt. — Preis 1 Mark

Aus den Pampas Argentiniens nach Ypern. Eine abenteuerliche Kriegsfahrt zur Front. Selbsterlebt und selbsterzählt von Leo Tölke. Nach fünf Monaten härtester Gefangenschaft in England und einem Monat nervenaufreibender Untersuchungshaft in Frankreich gelang es dem Verfasser, durch Ueberlisten der Behörden als chilenischer Viehhändler über Spanien und Italien nach Deutschland zu entkommen. — Preis 1 Mark.

Als englischer Missionar von China in die Heimat. Selbsterlebtes von Friedrich Merand. Mit frechem Wagemut entflieht der deutsche Ingenieur als ehrwürdiger Reverend auf einem britischen Salondampfer bis Bombay, wo das Schiff auf eine Mine läuft. Er setzt seine gefährliche Fahrt nach England auf einem Truppentransporter fort. Hier wandelt sich der Missionar in einen Nordseefischer und findet so den Weg auf das rettende neutrale Schiff. — Preis 1 Mark.

Sebastian Carbonell. Elf Monate Kriegsirrfahrten eines deutschen Torpedo-Bootsmann-Mooten von Argentinien zur Heimat. Selbsterlebnisse von A. Fliegner. Als spanischer Matrose von Feindesland zu Feindesland, aus einer Gefahr in die andere, bis endlich die Heimkehr glückt. — Preis 1 Mark.

Kriegsabenteuer eines Funkers. Selbsterzählt von Carl Müller. Die Schicksale eines Funkentelegraphisten, der als Angestellter auf einem Postdampfer während einer Reise von Europa nach Südamerika vom Kriegsausbruch überrascht wird, und seine Heimfahrt als Russe an Bord eines italienischen Dampfers. — Preis 1 Mark.

Vom Goldenen Tor zum Goldenen Horn und nach Bagdad. Meine Kriegsfahrt. Von Hebert Kettner. Mehr als 14,000 Kilometer hat der Verfasser zurückgelegt, um als Soldat an den Feind zu kommen. Er malt uns prachtige Kulturbilder aus der Alten und Neuen Welt mit ihren ungeheuren Gegensätzen. — Preis 1 Mark.

Seine Hoheit — der Kohlentrimmer. Die Kriegsheimfahrt des Herzogs Heinrich Borwin zu Mecklenburg. Von Johann zur Plossaw. Von Amerika in der Maske eines Kohlentrimmers über Kirkwall und Kristiania in die Heimat. — Mit aler Aufnahmen. Preis 1 Mark. — Vorzugs-Ausgabe: Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

Fremdenlegionar Kirsch. Von Kamerun in den deutschen Schützengraben. Von Hans Paasche. Der farbenreichen Erzählung der abenteuerlichen Erlebnisse des tapferen jungen Deutschen in Afrika und Frankreich sind authentische Photographien und Dokumente beigegeben. Das stark fesselnde Buch ist wert, von jetzt an dem heranwachsenden Geschlecht statt der Robinsonade in die Hand gegeben zu werden. — Preis 1 Mark Gebunden 2 Mark

Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Von unseren Fronten

Mit meinem Bataillon im vordersten Graben. Von Adalbert, Prinz von Preußen. Von der Flotte zur Flandernfront — Unterwegs — An der Front — Mein Bataillon — In Stellung — Der Gasangriff. — Mit einem Bildnis und 15 Abbildungen nach Originalzeichnungen von Professor Max Rabes. — Preis 1 Mark.

Die Stürmer von Douaumont. Kriegserlebnisse eines Kompagnieführers. Von C. von Brandis, Oberleutnant im Infanterie-Regiment Nr. 24. — Der für die Erstürmung der Panzerfeste Douaumont mit dem Pour le Mérite ausgezeichnete Verfasser erzählt im knappen, ungeschminkten Soldatenton, was alles er mit seinen Vierundzwanzigern, echten märkischen und Berliner Jungens, in Belgien, Frankreich und Serbien, vor Verdun und an der Somme erlebt hat. — Mit 7 Abbildungen. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Vor der Siegfried-Stellung. Bilder aus den Frühjahrskämpfen 1917. Von Karl Rosner. Eine Auslese streng sachlicher, dichterisch verklärter Schilderungen der Heldentaten vor Arras und in der Champagne mit geschickt eingeflochtenen kulturgeschichtlichen Betrachtungen. — Preis 1 Mark.

Bei unseren Blaujacken und Feldgrauen. Flandrische Erlebnisse. Von Wilhelm Hegeler. Die Erfahrungen, die der Verfasser als Pfleger unserer verwundeten Blaujacken und Feldgrauen gesammelt hat. Ergreifende und erhebende Szenen, von sonnigem Humor bestrahlte Bilder deutschen Heldenmutes. — Preis 1 Mark.

Sachsen im Felde (Ostfront). Von Georg Freiherrn v. Ompteda, Rittmeister. Der bekannte Romanschriftsteller stellt seine Landsleute in allen Kriegslagen dar. Die Skizzen erwecken unsere Freude an dem Lebenshumor der sächsischen Truppen und an der Erzählerkunst des Dichter-Rittmeisters. — Preis 1 Mark.

Kameraden vom Isonzo. Von Otto König. Der Autor erzählt in schlichter, fesselnder Art vom eisernen Feststehen der österreichischen Front gegen den treubrüchigen Bundesgenossen, von den trefflichen Führern und Truppen, der herzlichen Kameradschaft und dem stillen Heldentum unserer Treuverbündeten. — Preis 1 Mark.

Helden der Luft

Immelmann †. Meine Kampfflüge. Selbsterlebt und selbsterzählt von Oberleutnant Max Immelmann. Das mit 28 Originalaufnahmen und Skizzen versehene Buch enthält die gesammelten Briefe, die unser volkstümlichster Kampfflieger an seine Mutter geschrieben hat, seine Ausbildung, seine ersten Flüge, seine abenteuerlichen Fahrten und aufregenden Luftkämpfe. Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Doppeldecker „C 666". Als Flieger im Westen. Von Oberleutnant Heydemarck. Der Verfasser gibt aus seinem unmittelbaren, täglichen Erleben uns in der Heimat und den feldgrauen Kameraden ein Bild von der aufopfernden Tätigkeit unserer Aufklärungsflieger. — Preis 1 M. Gebunden 2 M.

„Z 181". Im Zeppelin gegen Bukarest. Von Carl Werner Dankwort, Leutnant und Erstem Offizier eines „Z"-Luftschiffes. Der Verfasser, der als erster die Erlaubnis erhielt, seine Erlebnisse bei einem erfolgreichen Luftangriff gegen Bukarest zu erzählen, gibt keine Phantasieschilderungen; er schreibt als Fachmann mit der Lebendigkeit und Anschaulichkeit eines Schriftstellers von Beruf. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Als Kampfflieger am Suezkanal. Von Leutnant Hans Henkelburg. Frische, humorgewürzte Schilderung der Erlebnisse einer Jagdstaffel in Palästina und in der Wüste. — Mit 16 Abbildungen. — Preis 1 Mark Gebunden 2 Mark

Teuerungszuschlag: 35 bzw. 70 Pfennig

Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Deutsche Taten zur See

Emden-Ayesha. Zwei Bücher von Kapitänleutnant Hellmuth v. Mücke. Selbsterlebtes von den sagenhaften Fahrten des ruhmreichen Schiffes, die abenteuerliche Fahrt des Verfassers auf See und der gefahrvolle Zug von Hodeida durch die arabische Wüste. — Als Geschenkwerk in einem geschmackvoll gebundenen Bande vereinigt. Preis 3 Mark. Jeder Band einzeln: geheftet 1 Mark, gebunden 2 Mark.

Breslau-Midilli. Ein Jahr unter türkischer Flagge. Selbsterlebtes nach Tagebuchblättern von W. Wath. Das Buch behandelt die Schicksale unseres Kleinen Kreuzers „Breslau", der bei Kriegsbeginn in türkischen Besitz überging. — Mit vier Abbildungen. — Preis 1 Mark.

Blockade-Brecher. Von K. E. Selow-Serman. Das Geheimnis der Munitions-Versorgung unserer tapferen Kämpfer in Ostafrika. Das Unternehmen des deutschen Dampfers „Marie" unter der umsichtigen und kühnen Leitung des Kapitäns Sörensen. — Mit 2 Karten. Preis 1 Mark.

Kreuzerjagd im Ozean. Kriegstagebuchblätter S. M. Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große". Von Kapitänleutnant Aye. Die Ausfahrt, das ruhmreiche Wirken und der ehrenvolle Untergang unseres größten und schönsten Hilfskreuzers. — Preis 1 Mark.

Die Kreuzerfahrten des „Prinz Eitel-Friedrich". Von Kapitänleutnant Otto Brauer. Das Buch erzählt nicht nur von Kriegsarbeit: es gibt auch reizvolle Stimmungsbilder vom Vorbeifahren und von den einsamen Inseln der Südsee. — Preis 1 Mark.

„V 188". Meine Torpedoboot-Kriegsfahrten. Der Verfasser Kapitänleutnant Callisen, Kommandant eines Torpedobootes, schildert seine gefährlichen Erlebnisse auf den wechselvollen Fahrten in Nord- und Ostsee. — Mit 16 photographischen Aufnahmen. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Im Torpedoboot gegen England. Kriegserlebnisse von Fritz Graf. Durchbruch durch feindliche Kreuzer — Rückkehr von New York — In französischer Gefangenschaft — Flucht und Ankunft in Kiel — Torpedoboot im Vorpostendienst — Beschießung der Ostküste Englands — Eine Fahrt durch Minenfelder — Fliegerangriff auf Cuxhaven — Die Kreuzerschlacht am 24. Januar — Preis 1 Mark.

Die Wikinger-Fahrt der „Tinto". Zwölftausend Meilen über den Ozean. Von Karl Richarz. — Die abenteuerliche Ozeanfahrt von 28 Kadetten des Norddeutschen Lloyd-Schulschiffs „Herzogin Cäcilie" über den Atlantischen Ozean und durch die englische Sperre über Norwegen in die Heimat. — Mit acht Abbildungen. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Kapitänleutnant v. Möllers letzte Fahrt. Von K. E. Selow-Serman. Die kühne Flucht des Kommandanten von S. M. S. „Tsingtau" im Segelboot über den Indischen Ozean und sein tragischer Tod im arabischen Wüstensand. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Oberheizer Zenne. Der letzte Mann der „Wiesbaden". Nach Mitteilungen des Oberheizers Zenne von Kapitänleutnant Freiherrn von Spiegel. Der einzig Überlebende des Kleinen Kreuzers „Wiesbaden" berichtet durch die Feder des Verfassers seine Erlebnisse während der Seeschlacht am Skagerrak bis zum Untergang des Schiffes und seine Errettung nach vierzigstündigem Treiben auf den tosenden Wogen. Eine Heldenerzählung von deutschem Todesmut. — Mit vier Abbildungen. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Unser Seeheld Weddigen. Eine lebendige Schilderung der kurzen Heldenlaufbahn des unvergeßlichen Führers von „U 9" und „U 29" nebst Gedichten auf den Seehelden, einem faksimilierten Schreiben von der Hand Otto Weddigens sowie mehreren Bildnissen und Abbildungen. Von Dr. Otto Weddigen. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Teuerungszuschlag: 35 bzw. 70 Pf. bzw. 1 Mark 20 Pf.

Verlag August Scherl G. m. b. H. / Berlin

Unsere U-Boote

Kriegstagebuch „U 202". Kommandant Kapitänleutnant Freiherr von Spiegel. Wahrheitsgetreue, glänzende Schilderung unserer geheimnisvollen Unterseebootswaffe in ihrer gefahrvollen Tätigkeit vor dem Feinde. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

U-Boote im Eismeer. Von * * * Vom Kreuzerkrieg unserer U-Boote im hohen Norden mit seinen übermenschlichen Anstrengungen und herrlichen Erfolgen. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

U-Boot gegen U-Boot. Von Oberleutnant z. S. Heino von Heimburg. Lebendige, humorvolle Berichte eines jungen U-Boot-Kommandanten über seine vielfältigen Abenteuer mit unserer schärfsten Waffe im Mittelmeer und in den türkischen Gewässern. Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

U-Boot-Abenteuer im Sperrgebiet. Von K. E. Selow-Serman. Prächtige Schilderungen vom listenreichen, verwegenen Vorgehen unserer U-Boot-Führer und den seltsamen Formen der U-Boot-Angst bei unseren Feinden. Preis 1 Mark.

Teuerungszuschlag: 35 bzw. 70 Pfennig

Die neuesten Bücher

Die große Frühlingsschlacht 1918. Tagebuchblätter von Karl Rosner. Im Hauptquartier, in unmittelbarer Nähe des Kaisers und seiner Palabine, hat Rosner als Berichterstatter des „Berliner Lokal-Anzeigers" den ungeheuren Kampf zwischen dem deutschen Aar und dem britischen Löwen erlebt. So erfahren wir aus dem Munde des Obersten Kriegsherrn den jeweiligen Stand der Schlacht, stehen mit ihm auf dem Beobachtungsstand, fahren mit ihm durch die erkämpften Gelände und begleiten ihn an das Lager der Verwundeten. Wir erleben die tiefergreifende Stunde, da der Kaiser seinem Hindenburg den Blücherstern anheftet, und spüren in den Tagebuchblättern all die echte Menschlichkeit, die sich hinter dem Begriff „Oberste Heeresleitung" verbirgt. — Broschiert 2 Mark.

Unser Kronprinz im Felde. Gemälde und Skizzen von Professor Wilhelm Pape, Kriegsmaler im Hauptquartier des Kronprinzen Wilhelm. Prachtwerk in Querfolio-Format mit 8 farbigen Vollbildern, 25 Zeichnungen und Skizzen nebst verbindendem Text. Der Kronprinz bei seinem Stabe, im Kreise seiner Mitarbeiter und bei den Kampftruppen. Eine wertvolle Erinnerung für jeden Offizier und jeden Mann aus der Heeresgruppe Kronprinz. — Preis 10 Mark.

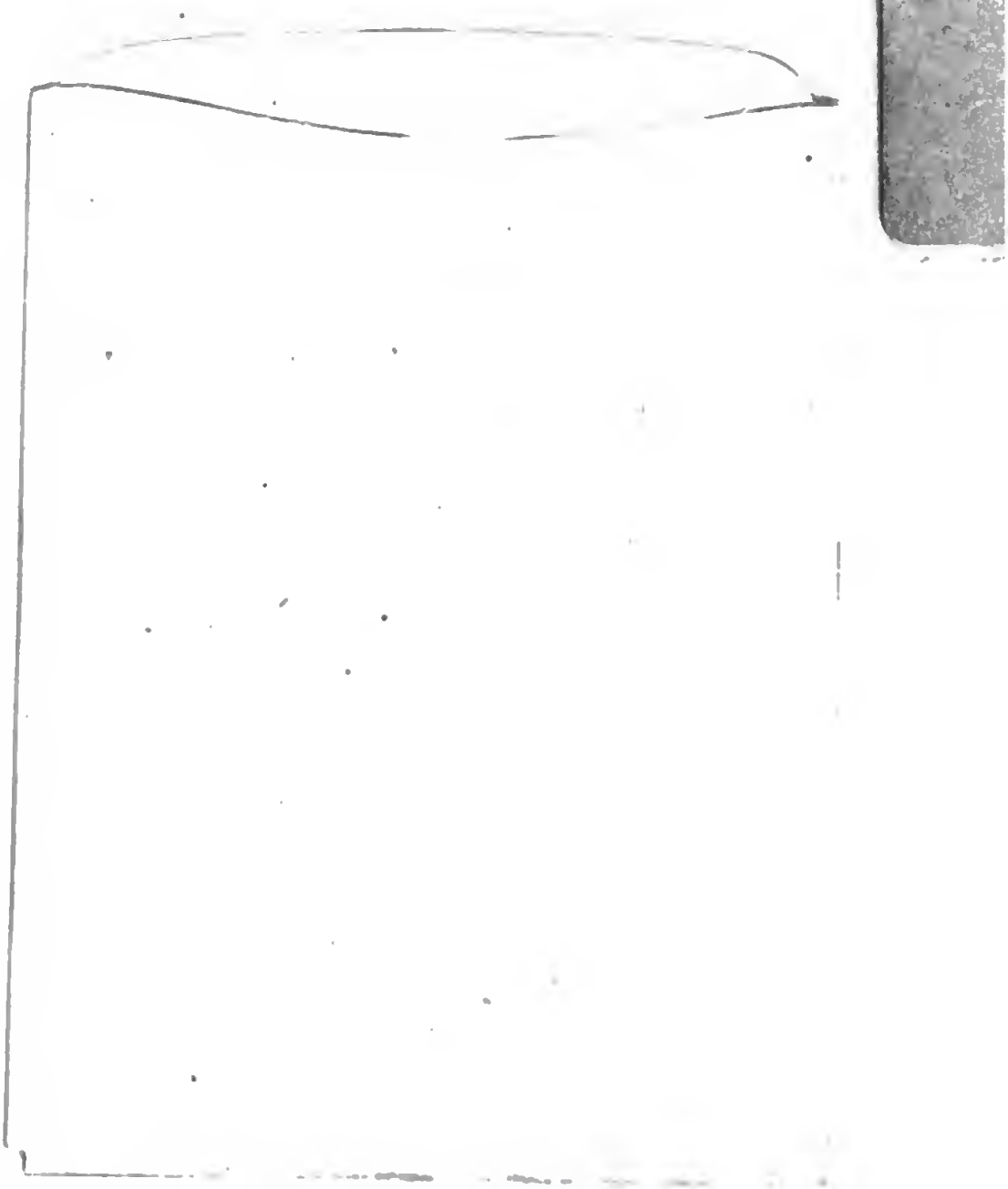
S. M. S. Wolf. Vom Kommandanten Fregattenkapitän Nerger. Der Kommandant des glücklich heimgekehrten Hilfskreuzers schildert die fünfzehnmonatige Kreuzfahrt von 64 000 Seemeilen durch den Atlantischen, Stillen und Indischen Ozean, auf der 35 Schiffe mit 210 000 Tonnen erbeutet wurden. — Mit 73 Original-Aufnahmen. — Ein Heldenbuch ohne gleichen. — Broschiert 2 Mark. Gebunden 4 Mark.

Das Rote Rußland. Augenblicks-Bilder aus den Tagen der Großen Russischen Revolution. Tagebuch-Blätter von Dr. Wilhelm Lieven. Diese Aufzeichnungen eines Rigaer Arztes, der die welterschütternden Ereignisse als Augenzeuge miterlebte, geben in ihrer Fülle bisher unbekannter und hochbedeutsamer Einzelheiten das erste umfassende Gemälde der gewaltigen Vorgänge im „Roten Rußland". — Mit 16 photographischen Aufnahmen, Namen und Sachregister. — Broschiert 2 Mark 70 Pf. Gebunden 4 Mark 20 Pf.

Weiße Garde gegen Rote Garde. Fluchterlebnisse des Leutnants d. R. Erich Schüler. Nach verunglücktem Fluchtversuch vom Sowjet in Wladiwostock zum Tode verurteilt, entkommt der Verfasser dank der Bolschewistischen Wirren unter den tollsten Abenteuern nach Finnland. Er nimmt hier an dem Kampfe der Weißen gegen die Rote Garde teil und wird ein Volksheld Finnlands. Ein ereignisreiches Kriegsbuch mit grellen Streiflichtern auf die Schreckensherrschaft in Rußland. — Mit 4 Abbildungen und zwei Karten. — Broschiert 2 Mark.

89100064294

B89100064294A



Digitized by Google

b89100064294
b89100064294a